Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 45 / Berlin, 6. November 1908

Des Kaisers Neuestes / Von Johannes W. Harnisch

Das hatte uns gerade noch gefehlt! Nach all dem, was wir schon erlebt haben. Nach der Krüger-Depesche und dem Tweedmouth-Briefe; nach der Stössel-Dekorierung und der Gelbe-Gefahr-Rede; nach der Entlassung, Brüskierung, Scheinversöhnung Bismarcks und den widernden Hofskandalen der letzten Zeit; nach all den Reden und Depeschen, Briefen und Taten; nachdem das Deutsche Reich von der überragenden Stellung, zu der es Bismarcks weise Politik, dank Wilhelms I. bescheidener Zurückhaltung, erheben konnte, heruntergewirtschaftet ist zu der dark isolation von heute.

Das fehlte uns noch — — Nein! Wir wollen nicht so sprechen. Wir wollen nicht die Erregung die Gedanken leiten lassen. Ganz nüchtern und ruhig wollen wir die Kundgebung betrachten, die Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen, an das englische Volk gerichtet hat; deren Veröffentlichung gerade im gegenwärtigen Momente er ermöglicht hat. (Deutscher Kaiser; nicht: Kaiser von Deutschland. Auf Halbvergessenes muß hingewiesen werden. Wilhelm I. lehnte den „Charaktermajor" zuerst unwillig ab; den Titel, der ihm keine Herrscherrechte gab, sondern nur sein Präsidialamt im Bundesstaate mit äußerem Glanze aufputzte. Heute? Wer möchte heute annehmen, der Deutsche Kaiser sei nicht Herrscher von Deutschland? Sei als Kaiser nur Verwalter eines Amtes? Leite nicht eine ungemessene Fülle von Rechten aus Gottes Gnade her; sondern spärlich und bis aufs Tüttelchen genau würden sie ihm durch Staatsverträge und die Reichsverfassung zugezählt und zugemessen? Wer hat diesen, den verfassungsmäßigen, Eindruck, wenn er des Kaisers Reden und Taten kritischen Blickes mißt? Die Fortentwicklung der Reichsverfassung ist — de facto — weit genug gediehen. Nur: nächstens wird dabei das Reich fort entwickelt sein. — Die Klammeranmerkung gehört streng zur Sache: „Wer des Kaisers Wirken kritisch erfassen will, muß sich über das Maß der kaiserlichen Rechte klar sein).

*

Wenn eine Warnung Bismarcks auch dem, der nie in seine Reden oder Schriften einen Blick warf, doch aus der politischen Presse bis zur Langweile geläufig ist, so ist das schon ein böses Zeichen. Denn Warnungen pflegen nur dann wiederholt zu werden, wenn gegen sie gesündigt wird. Wer kennt nicht Bismarcks Warnung, der Monarch solle nicht ohne ministerielle Bekleidungsstücke an die Oeffentlichkeit treten? Ist der Rat ebenso gut wie das Bild? Ich glaube, die Frage unbeantwortet lassen zu dürfen. Nur eins sei betont. Bismarck war auch bei diesem Rate eminent praktisch. Er dachte nicht an den Herrscher im allgemeinen, sondern an den konstitutionellen Herrscher im besondern, und an den Deutschen Kaiser im ganz besondern. Die konstitutionelle Staatsverfassung macht den Herrscher, die Deutsche Reichsverfassung den Kaiser unverantwortlich. Das Aequivalent dafür ist, daß

der konstitutionelle Herrscher (der Kaiser) nur unter Gegenzeichnung des Ministers (des Reichskanzlers) politisch handeln darf. Das paukt dem Studentlein der Repetitor ein; das werden nächstens die halbwüchsigen Bengels und Mädels auf den Schulen in der „Bürgerkunde" herzuplappern haben. Es scheint, daß der Satz dem Herrscher schwerer faßbar ist als dem Bürgerhirne. Denn es ist, weiß Gott, verdammt gleichgültig, ob die reichskanzlerische Gegenzeichnung einmal unter einem Gesetze über die Rangklassenveränderung der Zivilsupernumerare in Elsaß-Lothringen fehlt. Aber ganz und gar nicht gleichgültig ist es, wenn der Kaiser, ohne sich an die Reichskanzler-Verantwortlichkeit zu kehren, Kundgebungen an repräsentative oder nicht repräsentative Ausländer ergehen läßt, die das politische Verhältnis des Deutschen Reiches zu einem Auslandsstaate zu bessern bestimmt sind; die das politische Verhältnis Deutschlands zu allen Auslandstaaten zu verschlechtern angetan sind.

Wir wollen uns doch darüber klar sein: Es ist eine lächerliche Farce, wenn des Reichskanzlers Name unter keinem Dutzendgesetze fehlen darf, solange der Kaiser sich berechtigt glaubt, ohne das kleinste ministerielle Feigenblatt vors Forum der Welt zu treten, in des Deutschen Reiches Namen zu sprechen, des Deutschen Reiches Politik festzulegen, des Deutschen Reiches Staatsgeheimnisse zu enthüllen, des Deutschen Reiches Nachbarmächte bloßzustellen; nach Lust und Laune; wie's ihm ein rascher Gedanke, ein flüchtiger Wunsch gebietet; wie er will.

Haben wir's im Marokko-Hader nicht zu unserem Schaden erleben müssen, wohin das führt, wenn das Auswärtige Amt mit Einschluß des Reichskanzlers erst durch Zeitungsdepeschen erfährt, daß der Kaiser in der Hauptstadt eines fremden Barbareskenstaates eine hochpolitische Schutzfreundschaftsrede hielt? Oder wenn das Auswärtige Amt erst wochenlang im Dunkeln tappen, spionieren muß, ehe es erfährt, was der Kaiser einem französischen Nebenvertreter für Zusicherungen gemacht hat?

Und was ist der ganze Marokko-Hader, trotz all seines Hin und Her, seines Vorwärts und Zurück und Aberzurück, verglichen mit dem, was dem mündigen deutschen Volke für materieller und moralischer Schaden durch des Kaisers Nachtischunterhaltung mit dem repräsentativen Engländer zugefügt wurde?

*

„Habe ich jemals mein Wort gebrochen? Falschheit ist meiner Natur völlig fremd." Was soll die Versicherung? Hat man schon jemals einem, den man für falsch hielt, deshalb geglaubt, weil er versicherte, Falschheit sei seiner Natur fremd? Und was interessiert's den Ausländer, ob die Wirkungen, die sonst durch Falschheit erreicht werden, hier durch die sprunghafte Unstäte des Wollens, der Vorliebe und Abneigung, der Ziele erreicht werden? Kann's einen Buren trösten, daß die Abweichung im Verhalten des Kaisers 1896 beim Jameson-Einfall und um die Jahrhundertswende beim Transvaalkriege nicht durch Falschheit zu erklären ist? Kann's irgendeinen auswärtigen Minister veranlassen, Deutschland als zuverlässigen Faktor in seine Rechnung einzustellen?

Jeder muß sich sagen: Auf die kaiserlichen Kundgebungen zu meinen Gunsten kann ich nichts geben. Trifft heute ein Telegramm von ihm ein, das meine Gegner hart schilt, mich zur Bewahrung meiner Freiheit warm beglückwünscht, so kann ich trotzdem damit als möglich rechnen, daß er drei Jahre später meinem Gegner einen Feldzugsplan ausarbeitet, den er, nach Begutachtung durch den Generalstab, ihm zu meiner Unterdrückung zur Verfügung stellt. — Dieser Feldzugsplan. Ich glaube, im großen ganzen in der Geschichte leidlich bewandert zu sein. Wenigstens die auffallendsten Tatsachen aus ihr zu kennen. Von derartigem vernahm mein Ohr nie ein Sterbenswörtlein. Daß der Kaiser, um das gebeugte Herz seiner Großmutter aufzurichten, ihr einen Feldzugsplan zur Vernichtung der Buren

ausarbeitete, legt für sein gutes Herz beredtes Zeugnis ab. Ist's aber ein politischer Akt oder nicht? Und ist wohl dem Fürsten Bülow von Wilhelm II. die Frage vorgelegt worden, ob er die ungewöhnliche Freundschaftserweisung aufs ministerielle Gewissen nehmen könne?

Noch eins zum selben Thema. Ich bin fest überzeugt, daß der politische Instinkt des deutschen Volkes, wie so oft, auch zur Burenzeit falsch orientiert war. Aber kann's ein Staatsmann verantworten, daß dem Volke gesagt wird: „Während ihr zur Errettung eurer Stammesbrüder euer Scherflein steuertet, euren Gott anflehtet, arbeitete euer Kaiser recht nach der Kunst einen Plan aus, wie eure Stammesbrüder vernichtet, unterjocht werden könnten"? Und einem Staatsmanne muß auch das klar sein: Eine unserer stärksten Chancen, England zum Frieden mit uns zu zwingen, weil wir ihm im Kriege hätten fürchterlich werden können, war seine schutzlose Flanke in Südafrika. Wir konnten die ehemaligen Burenstaaten von Südwest aus insurgieren. Diese Möglichkeit, uns offen zu halten, zum Frieden oder zum Unfrieden, gebot nüchterne Politik. Diese Möglichkeit ist jetzt zerstört. Soll der Bur die Waffen ergreifen zugunsten eines, der vielleicht drei Jahre später einen neuen Feldzugsplan zu seiner Unterjochung ersinnt?

Wer will ermessen, welchen Schaden uns in Ostasien das Knackfuß-Bild mit den Völkern Europas, die ihre heiligen Güter zu wahren aufgefordert wurden, zugefügt hat? Ein Dezennium brachte die Wunde kaum zum Verharschen. War's nötig, wieder in sie hineinzustoßen? Nötig, Japaner und Chinesen mit dem leeren Phantome deutscher kriegerischer Aspirationen im Stillen Meere zu schrecken? Unsere Kaufleute in Ostasien werden die Frage bald beantworten können. Und ebenso bald werden ihre Konkurrenten: Engländer, Franzosen, Amerikaner, der Frage schmunzelnd die Antwort wissen.

*

Frankreich und Rußland traten — so erzählt der Kaiser — während des Burenkrieges an das Deutsche Reich mit der Aufforderung heran, gemeinsam England bis in den Staub zu demütigen. Auf die Demütigung dürfte es den beiden Mächten weniger angekommen sein; denn die Politik großer Reiche pflegt im Auslande nicht durch Sentiments bestimmt zu werden. Den Staatsmännern der beiden Reiche kam's wohl darauf an, die Konjunktur auszunutzen, Englands Uebermacht zu brechen, das ihrem Lande Heilsame zu erreichen. Was tat Wilhelm II.? Er teilte unverzüglich telegraphisch dem Oheim das Angebot mit. Und heute erzählt er, Englands emsig erbetene Liebe zu erringen, die ganze Geschichte der staunenden Welt. Freilich, den zünftigen Diplomaten hat er damit nichts Neues erzählt. Sie kannten die Geschichte schon lange. Und Oesterreich-Ungarn hat schon (nicht amtlich, natürlich) sein Schweigen über seine Absicht, Bosnien und die Herzegowina zu annektieren, damit motiviert, die Ankündigung der Absicht in Berlin hätte die Gefahr eines informatorischen Kaisertelegramms an den Sultan heraufbeschworen. Ob wir vorher über die Absicht Oesterreichs, die Annexion vorzunehmen, informiert waren oder nicht, kann uns ziemlich gleich sein. Durchaus nicht gleichgültig darf uns aber sein, daß kein Staat es wagen darf, an das Deutsche Reich mit vertraulichen Vorschlägen heranzutreten, die des Vorschlagenden und des Reiches politische Lage auf Kosten eines Dritten bessern sollen. Das heißt: Wir werden alle Gelegenheiten zu verpassen verurteilt, die wir nicht allein wahrnehmen können. So war's bisher schon, seit jenem Kaisertelegramm nach Windsor; jetzt hat der Kaiser ermöglicht, daß Gemeingut alles Kannegießernden der Welt wurde, was bisher das ziemlich gut bewahrte Zunftgeheimnis der Diplomaten war. Auch dem Bewußtsein der Völker, der Völker des ganzen Eroballs, hat er's eingehämmert: Mit Deutschland darf man sich auf politische Geschäfte nicht einlassen; es hält nicht dicht. (Ich fürchte, der Ausdruck dürfte schärfer gewählt werden.)

Schwatzt ihr Toren davon, solche Politik, die die Notlage des andern zu eigenem Vorteile ausbeutet, sei unethisch? Sei machiavellistisch? Nun, ich glaube, es ist genau so machiavellistisch, wenn man vertrauliche Vorschläge an den Bedrohten weiter gibt. Das ist an sich durchaus kein Vorwurf. Jeder Staatsmann ist oft genug gezwungen, die Gesetze der Bürgermoral zu übertreten; jede Politik muß notgedrungen machiavellistisch sein. Aber es gibt gute und schlechte machiavellistische Politik. Und diese war, weiß Gott, nicht gut.

War sie's doch? Nun, der Zweck des Kaisertelegramms, das im Schloßarchiv von Windsor des unparteiischen Urteils der Geschichte harrt, war, den König und Oheim dem Kaiser und Neffen freundlich zu stimmen. Ward's erreicht? Die Frage stellen heißt die Antwort sparen. Und der Zweck der kaiserlichen Kundgebung an das britische Volk war, es uns freundlich zu stimmen. Wurde er erreicht? Die ganze englische Presse, mit Ausnahme des höchst unbedeutenden „Star", steht geschlossen in kühl ablehnender Haltung. Und die französische Presse behauptet übereinstimmend, der Kaiser habe eine falsche Darstellung der Dinge gegeben. Nur am Preise — der geforderten Anerkennung des deutschen Rechts auf Elsaß-Lothringen — sei das Geschäft gescheitert. Einstweilen können wir noch hoffen, der Kaiser habe recht; aber die Furcht scheint sehr begründet, daß die Pariser recht haben. Und dann?

*

Das Resultat? In zwanzigjähriger Regierungszeit hat der Kaiser erwiesen, daß er die bescheidene, ihm durch die Verfassung angewiesene Stellung inne zu halten, zu hitzigen Temperamentes ist. Immer wieder ist die Politik des Deutschen Reiches durch unvorhergesehene, unvorhersehbare kaiserliche Willensäußerungen hin und her geworfen, oft geschädigt, nie gefördert worden. Die selben zwanzig Jahre haben auch gezeigt, daß ein Reichskanzler (auch ein geschickterer), der von des Kaisers Gnade ernannt, von seiner Ungnade entlassen wird, unfähig ist, den Kaiser zu veranlassen, sich der ministeriellen Bekleidungsstücke zu bedienen, ehe er an die Oeffentlichkeit tritt; den Kaiser zu veranlassen, seine gut intentionierten plötzlichen Willensmeinungen (die schon durch ihr bloßes Kundwerden Schaden stiften müssen) nicht kund zu tun. Nur ein von der Gunst des Kaisers unabhängiger Reichskanzler würde dahingehende Wünsche mit dem nötigen Nachdruck vertreten können. Nur er würde die genügende Autorität besitzen, den Kaiser zur Innehaltung der verfassungsmäßig eng gezogenen Grenzen zu bestimmen. Ein solcher unabhängiger Reichskanzler könnte nur der von der Majorität des Deutschen Reichstages präsentierte sein. Das parlamentarische System, scheint mir, ist die nächste Entwicklungsstufe, die wir anstreben müssen.

Schmeckt der Apfel sauer? Ich glaub's. Auch mir will er nicht sonderlich munden. Aber, wir müssen hineinbeißen. Das parlamentarische System ist das einzige Mittel, Aehnliches für die Zukunft zu verhindern. Und so geht's nun mal nicht weiter. So geht's wirklich nicht weiter.

Eine Beichte / Roman von Maxim Gorki

Bei der Dirne und beim Erzpriester

Fortsetzung

Es kam mir der Gedanke, in die Stadt zu gehen. Dort lebte ein Erzpriester, ein gottergebener, sehr gelehrter Mann, der mit den altgläubigen Sektierern eifrig über die Glaubenswahrheiten stritt und ein Hellseher sein sollte. Dem Schwiegervater sagte ich, daß ich fortgehe; das Haus und all mein Eigentum solle er behalten und mir für alles hundert Rubel geben.

„Nein," spricht er, „so geht das nicht — sondern unterschreib mir einen Wechsel auf ein halbes Jahr über dreihundert Rubel."

Ich unterschrieb, ließ mir einen Paß ausstellen und machte mich auf den Weg. Absichtlich ging ich zu Fuß — vielleicht, dachte ich, wird die Unruhe meiner Seele sich unterwegs legen. Aber obschon ich gehe, um Buße zu tun, so sind meine Gedanken doch nicht bei Gott — teils fürcht ich mich, an ihn zu denken, teils zürne ich ihm noch.

Mit großer Mühe gelang es mir, bis zum Erzpriester vorzudringen. Ein junger Diener — ein feines, hübsches Bürschchen — empfing die Besucher; wohl viermal wies er mich zurück und sagte:

„Ich bin der Sekretär — mir muß man drei Rubel geben!"

„Und ich gebe dir keine drei Kopeken."

„Dann laß ich dich nicht vor!"

„Gut — so geh ich selber hinein!"

Er sah, daß ich entschlossen war, ihm nicht nachzugeben.

„So komm," sagte er — „ich habe ja nur gescherzt."

Er führte mich in ein kleines Zimmerchen, dort saß auf einem Diwan in der Ecke ein hustendes, graues Männchen in einem grünen Priesterrock, mit ausgemergeltem Gesicht und strengen Augen.

Ich denke: der wird mir etwas zu sagen wissen!

„Was willst du?"

„Ich bin beunruhigt in meiner Seele, Väterchen."

Der Sekretär aber flüstert hinter mir:

„Du mußt Euer Ehrwürden sagen!"

Ich sage: „Lassen Sie den Diener hinausgehen, es ist mir peinlich, während seiner Anwesenheit zu reden."

Der Erzpriester sah mich an, kaute an seinen Lippen und befahl:

„Tritt hinter die Tür, Alexej! Nun sprich, was hast du begangen?"

„Ich zweifle an Gottes Erbarmen."

Er legt die Hand an die Stirn, sieht mich eine Weile an und flüstert in singendem Tonfall:

„Was? Was war das? Ach, du Narr!"

Es lag kein Anlaß vor, mich zu beleidigen, vielleicht war es auch nicht so schlimm gemeint. Unsere vornehmen Herrschaften schimpfen auf die Leute mehr aus Gewohnheit und Dummheit, als aus bösem Willen.

Ich sage zu ihm:

„Hören Sie mich an, Euer Ehrwürden!"

Dabei setzte ich mich auf einen Stuhl. Der Alte winkt mir mit den Händen und schreit:

„Steh auf! Steh auf! Niederknien sollst du vor mir, Verblendeter!"

„Warum knien?" frage ich. „Bin ich schuldig — so bin ich's nicht vor Ihnen, sondern vor Gott!"

Er wird noch wütender.

„Und wer bin ich denn? Wer bin ich für dich? Wer bin ich vor Gott?"

Ich schämte mich, um einer Lappalie willen mit ihm zu streiten, und kniete nieder: „Da hast du mich!" Er droht mir mit dem Finger:

„Ich will dich lehren, den Priesterstand zu achten!"

Ich verliere die Lust, mich mit ihm zu unterhalten; bevor sie aber mir noch ganz vergangen war, begann ich zu reden. Ich vergaß ganz seine Anwesenheit. — Zum erstenmal werden aus meinen Gedanken Worte. Ich staune selbst über diese lauten Worte und bin ganz Feuer und Flamme.

Plötzlich höre ich, wie der Alte schreit:

„Schweig, Unglücklicher!"

Mir ist, als wäre ich in schnellem Lauf gegen eine Mauer gerannt. Er steht über mir, schüttelt drohend die Hände und flüstert:

„Weißt du wohl, was du sprichst, wahnwitziger Narr? Fühlst du deine Ruchlosigkeit, Elender? Du lügst, Ketzer. — Nicht um Buße zu tun, bist du gekommen, sondern als Sendbote des Teufels, um mich zu versuchen!“

Ich sehe: nicht Zorn, Furcht malt sich in seinem Gesichte. Er bebt. Sein Bart und die Hände, die er nach mir ausstreckt, sind von Zittern befallen.

Ich war gleichfalls erschrocken:

„Was reden da Euer Ehrwürden? Ich glaube doch an Gott!“

„Du lügst, Verruchter!“

Er begann mit Gottes Zorn und Rache zu drohen, spricht mit ganz leiser Stimme — spricht und bebt am ganzen Leibe, daß sein Priesterrock wie in grünen Wellen an ihm hinabzufließen scheint. Einen drohenden, grausamen Gott stellt er vor meinen Geist hin, düster von Antlitz, zornig von Gemüt, arm an Mitleid und in seiner Strenge dem alten Gott Jehova gleich.

Ich antworte dem Erzpriester:

„Nun verfallen Sie selbst in Ketzerei. — Ist das der christliche Gott? Wo haben Sie Christus versteckt? Warum stellen Sie statt des Freundes und Helfers den Menschen immer nur den strengen Richter vor Augen . . .“

Er packt mich an den Haaren, zerrt mich hin und her und flüstert schluchzend:

„Verruchter! — Wer bist du, wer? Zur Polizei sollte man dich bringen. — Ins Gefängnis, ins Kloster, nach Sibirien!“

Da kam ich zur Besinnung. Wenn ein Mensch die Polizei herbeiruft, um seinen Gott zu beschützen, dann kann weder er noch sein Gott Macht besitzen, und noch weniger Schönheit.

Ich stehe auf:

„Lassen Sie mich gehen . . .“

Der Alte weicht zurück und antwortet mit stockendem Atem:

„Was willst du tun?“

„Weggehen will ich! Lernen kann ich bei Ihnen nichts, Ihre Worte sind tot, auch Gott töten Sie mit ihnen.“

Wieder sprach er von der Polizei. Mir war das gleich, die Polizei konnte mir kaum Schlimmeres antun, als er.

„Dem Ruhme Gottes“, sagte ich, „dienen die Engel, und nicht die Polizei — aber wenn Ihr Glaube Sie etwas anderes lehrt, dann bleiben Sie nur dabei!“

Ganz grün im Gesicht stürzt er auf mich zu.

„Alexej,“ brüllt er, „wirf ihn hinaus!“

Alexej beförderte mich mit löblichem Eifer auf die Straße.

Es war Abend; wohl zwei Stunden hatte ich mit dem Erzpriester verplaudert. Die Straße liegt im Dämmerlicht. Ueberall lärmendes Volk, Geschwätz und Gelächter. Es ist Feiertagszeit, Dreikönigsfest. Kraftlos schreite ich daher, sehe den Leuten ins Gesicht, ärgere mich über sie und möchte am liebsten schreien:

„He, du da, Volk! Warum bist du so vergnügt? Dein Gott wird verstümmelt! Sei auf der Hut!“

Wie trunken wandle ich daher in meinem Gram und weiß nicht, wohin ich gehe. Nach meiner Herberge möchte ich nicht, dort lärmen und trinken sie nur. Irgendwohin in die äußerste Vorstadt geriet ich. — Kleine Häuschen standen dort, guckten aus ihren gelben Fenstern ins Feld hinaus. Der Wind jagt ihnen pfeifend den Schnee ins Gesicht und will sie verschütten. Betrinken möchte ich mich, ganz gehörig betrinken — doch nur für mich allein, ohne Menschen. Fremd bin ich allen, fühle mich schuldig vor allen.

„Ach was,“ denke ich, „ich will mal so querfeldein gehen — will sehen, wohin ich komme.“

Plötzlich stürzt ein Weib aus einem Torweg hervor, in leichtem Kleide, nur durch einen Schal gegen die Kälte geschützt; sie sieht mir ins Gesicht:

„Wie heißt du?"

Ich hielt sie für eine Wahrsagerin.

„Wie ich heiße? Das sag ich nicht. Ich bin unglücklich."

„Unglücklich?" Sie lacht. „Jetzt, in der Festzeit?"

Ihre Lustigkeit gefällt mir nicht.

„Gibt's kein Wirtshaus hier in der Nähe? Möchte ein wenig ausruhen und mich wärmen. 's ist kalt!"

Sie schaut mich durchdringend an und erwidert freundlich:

„Dort, weiterhin, findest du ein Wirtshaus; aber wenn's dir paßt, komm zu uns herein, kannst ein Glas Tee bekommen."

Willenlos, ohne lange nachzudenken, folgte ich ihr. Nun bin ich im Zimmer — an der Wand in der Ecke brennt ein Lämpchen. Unter den Heiligenbildern sitzt ein dickes altes Weib und kaut irgend etwas, auf dem Tische steht der Samowar. — Behaglich ist's und warm. Die Frau heißt mich am Tisch Platz nehmen. — Sie ist jung, hat rote Wangen und eine volle Brust. Die Alte guckt mich aus ihrem Winkel an und schnauft. Sie hat ein großes, verwittertes Gesicht, wie ohne Augen. Ich bin verlegen. — Was will ich nur bei ihnen? Wer sind sie?

Ich frage die Junge:

„Was treibt ihr?"

„Wir häkeln Spitzen."

Das stimmt — von dem Wandbrett hängen die Klöppel in Bündeln herab.

„Und dann", sagt sie plötzlich mit frechem Lachen im Gesicht, „und dann treib ich mich auch ein bißchen herum . . ."

Die Alte läßt ein fettiges Lachen hören.

„Was für'n schamloses Ding bist du doch, Tanjka!"

Hätte die Alte das nicht gesagt — ich hätte Tatjanas Worte nicht verstanden. Jetzt wußte ich, was sie meinte, und war verwirrt. Zum erstenmal im Leben seh ich eine Dirne ganz in der Nähe — ich dachte natürlich nichts Gutes von ihnen.

Tatjana lacht.

„Sieh doch, Petrowna, wie rot er geworden ist!"

Ich werde ärgerlich — wo bin ich da hingeraten? Von der Reue und Buße — mitten hinein in die Sünde!

Ich sage zu dem Mädchen:

„Prahlt man denn mit so was?"

Sie antwortet frech:

„Ich prahle damit!"

Die Alte beginnt wieder zu schnaufen.

„Ach, du — Tatjana, Tatjana!"

Ich weiß nicht, was ich antworten, wie ich mich von ihnen losmachen soll. — Nichts fällt mir ein! Ich sitze da und schweige. Der Wind klopfte an die Fenster, der Samowar singt, Tatjana aber hat es darauf abgesehen, mich zu reizen.

„Puh, ist mir heiß!" Sie knöpft den Kragen ihrer Jacke auf. Sie hat ein hübsches Gesicht, und ihre Augen ziehen mich an, trotz des frechen Ausdrucks. Die Alte stellt Branntwein auf den Tisch — eine Flasche „einfachen" und auch Fruchtaufguß.

„Gut," denk ich — „ich trink ein Gläschen, bezahle und geh meiner Wege."

„Um was grämst du dich denn?" fragt plötzlich Tatjana.

Ich konnte nicht an mich halten und erwiderte:

„Mein Weib ist gestorben."

Da fragte sie schon ganz leise:

„Wann?"

„Erst vor fünf Wochen."

Das Mädchen knöpfte seine Jacke zu und nahm eine schickliche Haltung an. Das gefiel mir sehr — ich sah ihr schweigend ins Gesicht und sagte im stillen: ich danke dir! So schwer mir auch ums Herz war — ich war jung und das Blut in meinen Adern wäre doch vielleicht nicht ruhig geblieben.

Die Alte ächzte:

„Dein Weib ist gestorben? Was ist da groß bei! Weiber gibt's noch in Massen — wimmeln in allen Gassen!"

Da sagte Tatjana streng:

„Geh schlafen, Petrowna! Ich geleite den Gast selbst hinaus und schließe zu."

Als die Alte gegangen war, fragt sie mich ernst und freundlich:

„Haben Sie Verwandte?"

„Keinen Menschen."

„Und Kameraden?"

„Auch Kameraden hab ich nicht."

„Was wollen Sie also anfangen?"

„Ich weiß nicht."

Sie dachte nach und stand auf.

„Hören Sie, was ich Ihnen sage. — Sie scheinen in verzweifelter Stimmung. Ich rate Ihnen, nicht allein zu gehen. Gleich aufs erste Wort sind Sie hier bei mir eingetreten. — Wie leicht könnten Sie so hineinfallen, daß Sie nicht mehr herauskommen! Sie sind hier in der Stadt! Bleiben Sie über Nacht hier. Da ist ein Bett. — Legen Sie sich in Gottes Namen hin! Wollen Sie's nicht umsonst, dann geben Sie Petrowna etwas, so viel Sie wollen. Wenn ich Ihnen im Wege bin, dann sagen Sie es nur — ich geh hinaus . . ."

Ihre Worte gefielen mir, und nicht minder ihre Augen. Ich konnte ein gewisses Gefühl der Freude nicht unterdrücken und sprach lächelnd vor mich hin:

„Ach, dieser Erzpriester!"

„Was für ein Erzpriester?" fragte Tatjana verwundert.

Ich ward verlegen.

„Das ist so eine Redensart von mir," sag ich, „das heißt — nicht eigentlich eine Redensart, sondern im Traume erscheint mir öfter ein Erzpriester . . ."

„Nun gute Nacht!"

„Nicht doch," sag ich rasch — „gehen Sie nicht fort, ich bitte Sie, bleiben Sie noch, wenn ich Ihnen nicht lästig falle."

Sie nahm wieder Platz und lächelte.

„Sehr gern; was soll da groß lästig sein?"

Sie fordert mich auf, ein Glas Likör oder Tee zu trinken, und fragt, ob ich nicht essen will. Ihre ernste Freundlichkeit lockt mir die Tränen in die Augen, und mein Herz ist so froh wie der Vogel am Frühlingsmorgen über den Aufgang der Sonne.

„Entschuldigen Sie," sag ich, „daß ich so ohne weiteres frage — aber ich möcht's gern wissen: ist's wahr, was Sie vorhin von sich erzählten, oder wollten Sie nur Ihren Scherz mit mir treiben?"

Sie runzelt die Brauen:

„Ja — ich bin eine von jenen . . . Warum fragen Sie?"

„Zum erstenmal im Leben seh ich solch ein Mädchen. — Es war mir peinlich . . ."

„Was ist denn daran peinlich?"

Sie lacht dabei ganz leise und harmlos.

„Nicht Ihretwegen", sag ich, „ist mir's peinlich, sondern meinetwegen, meiner Dummheit wegen."

Ich erkläre ihr offen meine Ansicht über Mädchen ihrer Art.

Sie hört still und aufmerksam zu.

„Es gibt verschiedene unter uns," antwortet sie, „vielleicht auch noch schlimmere, als Sie sie sich vorstellen. Sie scheinen mir schon gar zu leichtgläubig."

Ich kann mich mit dem Gedanken nicht aussöhnen, daß solch ein Mädchen käuflich sein soll. Und wiederum frag ich sie:

„Tun Sie denn das aus Not?"

„Zuerst ward ich von einem hübschen Jungen betrogen. Ihm zum Trotz schaffte ich mir dann einen andern an, und so geriet ich hinein in das Spiel .... Nun, und jetzt kommt's wohl auch einmal vor, daß ich's um ein Stück Brot tun muß."

Sie sagt das ganz schlicht, nichts von Bedauern klingt in ihren Worten.

„Gehen Sie in die Kirche?"

Da fuhr sie zusammen und ward über und über rot:

„Der Weg zur Kirche ist niemand verboten!"

Ich fühlte, daß ich sie verletzt hatte, und beeilte mich, zu sagen:

„Sie haben mich mißverstanden, ich kenne das Evangelium, kenne Maria Magdalena und die Sünderin, durch welche die Pharisäer Christum versuchten. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie Gott nicht gram sind um Ihres Lebens willen, ob Sie an seiner Güte nicht zweifeln?"

Sie runzelte die Brauen, dachte nach und fragte verwundert:

„Ich weiß nicht, was Gott damit zu tun haben soll?"

„Wie denn?" sag ich — „er ist doch unser Hirt und Vater, in seiner machtvollen Hand ruht das menschliche Geschick!"

Darauf sie:

„Ich tue doch den Menschen nichts Böses, worin soll ich denn schuldig sein? Und wem kann es Pein bereiten, daß ich ein unreines Leben führe? Doch nur mir!"

Ich habe das Gefühl, daß sie irgend etwas Gutes, Aufrichtiges, Herzliches sagen will, und kann sie nicht verstehen.

„Für meine Sünden bin ich doch ganz allein verantwortlich!" sagt sie, sich zu mir niederbeugend, und lächelt über das ganze Gesicht. „Auch scheint mir meine Sünde gar nicht so groß — vielleicht ist's nicht recht, was ich da rede, aber jedenfalls ist es die Wahrheit. In die Kirche gehe ich gern — unsere Kirche ist erst ganz kürzlich erbaut. So hell ist sie, so lieb! Und wie unsere Sänger singen! Bisweilen rühren sie einem so das Herz, daß man Tränen vergießt. Man ruht in der Kirche aus von den Sorgen ..."

Sie schwieg ein Weilchen.

„Freilich, man hat noch einen andern Grund — die Männer sehen einen!"

Ich bin so verblüfft durch ihre Worte, daß mir förmlich der Schweiß an den Schläfen heraustritt; ich kann nicht begreifen, daß all diese Dinge bei ihr so verträglich nebeneinander liegen.

„Haben Sie Ihre Frau sehr geliebt?"

„Ja, sehr", sag ich, und ihre schlichte Art zu fragen gefällt mir ganz ausnehmend. Ich begann ihr nun von meinen Seelennöten zu reden — daß ich Gott zürne, weil er mich nicht zurückhielt von der Sünde und hinterher dann durch Olgas Tod ungerecht bestrafte. Sie wird bald bleich und schwermütig, bald lodern ihre Wangen in hellem Rot und ihre Augen in einem Feuer, das auch mich erregt.

Ich erzählte ihr von dem Erzpriester, wie er mich mit seinem schwarzen Gott schreckte, und wie er, um diesen seinen Gott zu schützen, die Polizei zu Hilfe rufen wollte. Tatjana lachte, und auch ich mußte den Erzpriester, der so ganz einer grünen Heuschrecke geglichen hatte, nun lächerlich finden. — Er zirpt und hüpft umher, der Heuschreck, als wenn er wer weiß was Wichtiges triebe, und schaut man genauer zu, dann glaubt er selbst nicht recht an die Wahrheit seiner Sache.

*

Sie lachte über meine Worte — dann aber umwölkte sich die Stirn des guten Mädchens.

„Hab zwar nicht alles verstanden, aber manches hört sich doch ganz schrecklich an, was Sie da sagen, gar zu keck sind Ihre Gedanken über Gott!"

„Man kann nicht leben, wenn man Gott nicht sieht."

„Ganz recht," erwidert sie, „aber Sie scheinen ja mit ihm einen Faustkampf ausfechten zu wollen, ist denn das erlaubt? Daß das Leben für die Menschen schwer ist — das ist richtig, ich selbst denke bisweilen: warum ist das nur so? Hören Sie einmal, was ich Ihnen sage: hier in der Nähe ist ein Frauenkloster, dort lebt eine Einsiedlerin, eine sehr weise alte Frau! Sehr schön weiß sie von Gott zu reden. — Die müßten Sie einmal besuchen!"

„Warum nicht? Ich will hingehen. Ich will überall hingehen, zu allen Weisen und Gerechten, will Ruhe bei ihnen suchen."

„Und ich gehe schlafen," antwortet sie, mir die Hand reichend — „gehen auch Sie zu Bett."

Ich faßte ihre Hand, schüttelte sie kräftig und sprach so recht von Herzen: „Ich danke Ihnen. Was Sie mir gegeben haben — ich weiß es nicht, und was es mir wert ist, vermag ich jetzt nicht abzuschätzen, doch fühle ich, daß Sie ein guter Mensch sind, ich danke Ihnen!"

„Was reden Sie da! Gott mit Ihnen!"

Sie war ganz verwirrt, und ihre Wangen waren von Röte bedeckt:

„Ich bin so froh darüber, daß Ihnen ein wenig leichter geworden ist!"

Ich seh es ihr wirklich an, daß sie froh ist. Wer bin ich ihr? Und sie — ist froh darüber, daß sie einen Menschen ein wenig beruhigt hat.

Ich löschte die Lampe aus, legte mich nieder und dachte:

„Da bin ich ja ganz unerwartet zu einem Feiertagsschmaus gekommen!"

Ward mir auch noch nicht leicht und wohl ums Herz, so fühlte ich doch, daß etwas Neues, Gutes darin keimte. Ich sehe Tatjanas Augen, die bald lockend, bald so ernsthaft blicken, aus denen mehr Menschliches als Weibliches spricht, und ich gedenke ihrer in reiner Freude — ist's nicht in der Tat etwas Feiertägliches, so an einen Menschen denken zu dürfen?

Ich beschloß, ihr am nächsten Morgen einen goldenen Ring mit blauem Stein zu schenken. Leider vergaß ich's. Dreizehn Jahre sind seit jenen Tagen vergangen. Wenn ich an dieses Mädchen denke, tut's mir jedesmal leid, daß ich ihr den Ring nicht gekauft habe.

Früh morgens klopfte sie an die Tür.

„'s ist Zeit zum Aufstehen!"

Wie zwei alte Freunde traten wir einander entgegen, setzten uns und tranken Tee; sie redete mir zu, doch ja zu der Einsiedlerin zu gehen, und ließ sich mein Wort darauf geben. Nach herzlichem Abschied gab sie mir bis vor das Tor das Geleit.

In der Stadt kam ich mir so einsam vor wie in der weiten Steppe. Bis zum Kloster waren dreiunddreißig Werst — ich machte mich sogleich auf den Weg, und am nächsten Tage wohnte ich schon dem Frühgottesdienst dort bei.

Ringsum lauter Nonnen, eine ganze schwarze Schar — wie wenn ein Bergrutsch stattgefunden hätte und die dunklen Trümmer in der Kirche umherlägen. Es war ein reiches Kloster, und viele Schwestern waren darin, und alle waren so schwerfällig, mit fetten, weißen, weichen Gesichtern, wie aus Teig geknetet. Der Pope verrichtet den Gottesdienst mit Eifer, wenn auch ein wenig eilig — auch er ist gut genährt, groß und breit und mit einem prächtigen Baß begabt. Die Chornonnen sind durchweg hübsch und singen wundervoll. Die Kerzen weinen ihre weißen Tränen, und ihre Flammen zittern, aus Mitleid mit den Menschen.

„Mein Geist strebt zum Tempel, zu deinem heiligen Tempel" singen demutvoll die jugendlichen Stimmen.

Aus Gewohnheit wiederhole ich für mich die Worte der Liturgie, halte dabei Umschau und suche zu erraten, welche von den Beterinnen wohl die Einsiedlerin sein mag; von Andacht verspüre ich nicht gar viel im Herzen. Es war mir schmerzlich, daß ich mir das sagen mußte, war ich doch nicht gekommen, um leichten Spiels willen, sondern mit leerer, hungriger Seele. Ich vermag mich durchaus nicht zu sammeln, alles in mir ist wie verwirrt, die Gedanken hüpfen und springen übereinander weg. Ich sehe ein paar ausgemergelte Gesichter — halbtote alte Weiber, die auf die Heiligenbilder starren und die Lippen bewegen, ohne daß man ein Flüstern vernimmt.

Nach dem Gottesdienst machte ich einen Rundgang um die Kirche — es war ein heller Tag, die weiße Schneedecke warf die Sonnenstrahlen glitzernd zurück, auf den Bäumen piepen die Meisen und schütteln den Reif von den Zweigen. Ich trat an die Umzäunung und blickte hinaus in die Ferne; auf dem Berge steht das Kloster, und vor ihm breitet sich weithin die Mutter Erde, reich gekleidet in das bläulich silberne Schneekleid. Die Dörfchen in der Runde blicken so traurig drein, der Wald wird vom Strome durchschnitten, die Wege schlängeln sich wie verlorene Bänder hin, und über alles hin streut die Sonne ihre winterlich schrägen Strahlen. Stille ist ringsum, Friede und Schönheit.

Bald darauf stand ich in der Zelle der Mutter Jevronia. Ich sehe ein kleines, altes Weibchen mit brauenlosen Augen, die beständig tränen, und einem Gesicht, in dessen zahllosen Fältchen unverändert ein gutmütiges Lächeln zittert. Sie spricht leise, singend und fast im Flüsterton.

„Iß den Apfel nicht vor dem Erlöserfeste, mein Lieber," spricht sie, „warte, bis der Herr in seiner Liebe ihn hat reifen lassen, bis die Kernchen in ihm reif sind!"

„Was will sie damit sagen?" denk ich im stillen.

„Ehre deinen Vater und deine Mutter . . .", fährt sie fort.

„Ich hab weder Vater noch Mutter."

„Dann bete für den Frieden ihrer Seelen . . ."

„Aber vielleicht sind sie noch am Leben?"

Sie schaut mich an, wischt sich die Tränen aus den Augen und sieht mich mitleidig lächelnd an. Dann wackelt sie wieder mit dem Kopf und fährt fort in ihrem Singsang:

„Unser Herrgott ist sehr gut, ist gerecht gegen alle, bedenkt alle wohl mit seiner reichen Huld."

„Das ist's eben, woran ich zweifle . . ."

Ich sehe, wie sie erschrickt, wie sie die Arme sinken läßt und schweigt, während ihre Augen beständig blinzeln. Dann sammelt sie sich wieder und singt ganz leise weiter:

„Denk dran, daß das Gebet Flügel hat, daß es rascher fliegt als alle Vögel und stets zum Throne des Herrn gelangt. Hoch zu Roß ist noch niemand ins Himmelreich hineingeritten . . ."

So viel begreif ich, daß sie sich Gott als einen großen Herrn vorstellt, gutherzig und lieb, doch nach ihrer Meinung an kein Gesetz gebunden. Alle ihre Gedanken drückt sie in Gleichnissen aus, die ich zu meinem Aerger nicht verstehe.

Ich verneigte mich vor ihr und ging meiner Wege.

„Da haben sie nun den guten Herrgott richtig zerstückelt," denk ich, „die lieben Menschenkinder. Jeder macht sich ihn je nach Bedarf zurecht: der eine will ihn gutherzig haben, der andere streng und finster, die Popen haben ihn als Tagelöhner gedungen und lohnen ihm mit ihrem Weihrauch dafür, daß er sie gut nährt. Der einzige Larion sah Gott in seiner unermessenen Größe.

Ein paar Nonnen kamen kichernd an mir vorüber, Schnee fuhren sie auf einem Schlitten; mir aber ist so dumpf und schwer ums Herz, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich trat zum Tor hinaus — so still ist es draußen. Der Schnee glänzt und

schimmert, die reifbedeckten Bäume stehen regungslos da, alles, Himmel und Erde, ist wie in Sinnen versunken und schaut so freundlich auf das stille Kloster. Ich aber fürchte, diese Stille jeden Augenblick durch einen lauten Aufschrei unterbrechen zu müssen.

Die Glocken riefen zur Abendandacht — welch prächtiges Geläut! So weich und eindringlich rufen sie, ich aber mag nicht in die Kirche gehen. Mir ist, als hätte mir jemand kleine Nägel in den Kopf geschüttet.

Und plötzlich kam mir ein Entschluß: ich wollte in ein Kloster eintreten, mit recht strengen Regeln — dort wollte ich allein für mich leben, in einsamer Zelle, und Bücher lesen: vielleicht, daß es mir gelingt, in der Einsamkeit der verstörten Seele wieder Herr zu werden.

Fortsetzung folgt

Die deutsche Kultur und der Protestantismus

Von Oscar A. H. Schmitz

Schluß

II.

Psychologie

Viele, die den Protestantismus abgeworfen haben, wollen ihm wenigstens dafür danken, daß er der Vorläufer zur völligen Freiheit und Entchristlichung Europas sei, doch gegen diese Behauptung gibt es seit zwei Jahren einen schlagenden Einwand: während bei uns der Protestantismus und der durch ihn rebellisch gewordene Katholizismus in reaktionären Maßnahmen wetteifern, ist es das katholische Frankreich, welches langsam, aber von beiden Ländern zuerst zu der Reife gelangt ist, die durch die ruhmvolle Trennung von Staat und Kirche die weltlichen Angelegenheiten von aller Theologie und Ideologie befreit hat.

Der deutsche Protestantismus hat nicht befreit, sondern gehemmt. Die modernen Tendenzen des Nationalismus und Individualismus, welche in England hinreichend erstarkt waren, um sich des Protestantismus zu bedienen, ohne von ihm verwirrt zu werden, die in Frankreich einer allmählichen Klärung nach vielerlei Zwischenfällen entgegengingen, diese sich auch in Deutschland schon um 1500 regenden, lebensvollen, aber verworrenen Kräfte hat der Protestantismus an das sterbende Christentum gebunden. Ihnen zum Schaden hat er jenem zu einem Scheinleben verholfen, dessen Atem auch in die verkohlenden Gluten des Katholizismus blies, und die fatale, siegreiche Armee der Jesuiten heraufbeschwor. Der Protestantismus, der Freiheit und Autorität zugleich verlangt, ist nur eine Seite der so beklagenswerten deutschen „Universalität", die alles zusammen haben will, nicht reinlich scheiden kann, und sich schließlich in verworrener Entschlußlosigkeit verträumt, die in allen deutschen Entwicklungsphasen in neuer Verkleidung erscheint, bald als Protestantismus, bald als schärfster Kritizismus nebst kategorischem Imperativ, bald als mystischer, weltferner Liberalismus, bald als Versöhnung von Christentum und Naturwissenschaft &c.

Wenn man dem Protestantismus seine Sterilität vorwirft, so werden einem oft Shakespeare, Rembrandt, Goethe, kurz alle Großen genannt, die in protestantischen Ländern erschienen sind, während doch irgend ein Zusammenhang zwischen ihrem Werk

und ihrem Bekenntnis, sowie bei Dante oder Michel Angelo in gar keiner Hinsicht besteht. Wenn auch seit der Renaissance die katholische Kirche nicht mehr der Hort der Geistigkeit ist, so sind darum die großen Männer noch lange keine Protestanten. In katholischen Ländern lebten Cervantes, Velazquez, Molière, Balzac auch mehr oder weniger ohne ausgesprochenen Gefühlszusammenhang mit der Kirche. Eine Opposition gegen sie ist deshalb nicht immer notwendig. Wenn auch der Protestantismus, zwar die Vernunft des Ganzen im Katholizismus verkennend, wirklich einige seiner Schwächen aus dem Zusammenhang gezogen und gekennzeichnet hat, so ist doch eines ganz gewiß: wenn Luther etwas nicht gewollt hat, so ist es das, was wir, an Goethe anknüpfend, moderne Wissenschaft und Weltanschauung nennen; und wenn er an etwas schuld ist, so ist es die ideologische Spekulation, die sich im Deutschland Kants und Hegels zwischen mittelalterliche und moderne Weltanschauung schob und die heute noch die Rasseninstinkte lähmt und ihre größten Aeußerungen entstellt.

Man überschätzt heute bei der allgemein verbreiteten Persönlichkeitsanbetung den Kulturwert der Reformatoren und Apostel, welche immer, die Fruchtbarkeit der Tatsachen und der Entwicklung verkennend, von der Geburt ihres Individualhirns ab eine neue Aera datieren. Wenn sie die Gewalt eines Paulus, Savonarola oder Luther besitzen, sind sie wohl wichtige Faktoren aber in einem ihren Theorien zuwiderlaufenden, ihnen unbewußten Sinn, sowie Epidemien, Kriege und Kataklysmen Kulturfaktoren sind; aber niemand kann leugnen, daß Paulus von dem Ding, das Athen hieß, Savonarola von Florenz, Luther von Rom ebensowenig wußten, wie ein Pestkeim von dem Mark, das er zerfrißt, wie jener Lüneburger Leutnant von den Partenon-Statuen, die seine Kugel zertrümmerte, wie eine Lavawelle von dem Gewerbefleiß einer Stadt, die sie verschüttet. Ebensowenig wie ihre Zerstörung ahnten die drei, welcherlei neuem Leben sie Platz schufen. Nicht also als weitblickende und wagende, sondern als blinde, sich selbst unbekannte Kräfte kamen sie in Betracht, im Gegensatz zu den positiven Kulturfaktoren, die wie Richelieu, Friedrich der Große, Bismarck ungefähr das schufen, was sie wollten, was sie, mit dem wirklichen Werden vertraut, vorausahnten oder berechneten.

Den Menschen von Kultur, auch wenn er als Individualität mittelmäßig ist, führt sein Distanzgefühl für die Tatsachen gleichwie seine formale Erziehung zur Toleranz. Es gibt nur einen empfindlichen Punkt, den er verteidigt: wer die ganze Basis seiner Kultur, die ihn in allen Lebensäußerungen stützt und seine Lebenswerte garantiert, in Frage stellt, der begeht die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist dessen, was sein Leben ausmacht. Wir wissen heute, wie die Hellenen ihre Denker zur Zeit ihrer Kulturblüte mit Asebieprozessen verfolgten. So mußte Savonarola auf den Scheiterhaufen. Starke Herrschaften, wie die Staaten des Papstes und der Republik Venedig, gestatten gern Freiheit des Handelns und drücken in sittlichen Dingen leicht ein Auge zu, aber nicht Freiheit des zersetzenden Gedankens. Es ist sehr fraglich, wo das Leben wertvoller ist, unter solchen Verhältnissen oder in England, wo die nicht immer amüsante Freiheit des Gedankens herrscht, d. h. wo man die ketzerischsten Meinungen haben darf, vorausgesetzt, daß man überhaupt eine Meinung hat und nicht lau und lax ist, wo aber das sittliche Verhalten durch puritanische Bande gefesselt ist. Daher die Langeweile, welche in den oberen Ständen Englands geradezu verheerend wütet und dunkle

Umwege des Lebens ersinnen heißt. Aehnlich sehen wir in Deutschland aus der radikalen Sozialdemokratie und der materialistischen Wissenschaft Menschen hervorgehen, deren sittliches Empfinden eine enge bürgerliche Wohlanständigkeit begrenzt. Jede reformatorische Doktrin von Jesaias über Sokrates bis auf den Sozialismus ist in sittlicher Beziehung negativ moralistisch. Wo liegt nun das Leben? Im kecken Handeln bei laxen kompromißlichen Ueberzeugungen oder in feurigen Meinungen zwischen den Wänden der Hörsäle, Versammlungsräume und auf dem Holzpapier der Presse? Ich entdecke zu meinem nicht geringen Vergnügen, daß ich hier beinahe ein Loblied der Scheiterhaufen gesungen habe; aber die politische und Gewissensfreiheit der Demokraten und Protestanten erzeugt nur zu leicht diese billigste und leichteste aller Tugenden, die Ehrbarkeit, welche alles haßt, was mit Zeugung zusammenhängt. So ist auch der Protestantismus, die erste Form des Liberalismus, als die bürgerliche Auflehnung gegen den hohen Lebensstil der Curie zu betrachten; und wenn er vielleicht einige Geister befreit hat, so hat er gewiß die Triebe gefesselt. Das „dunkle Mittelalter" barg ein glühendes Triebleben, die Helle der Reformation und der Aufklärungen ist kaltes Licht, „ignis non urens, flamma non ardens".

Man sollte nun glauben, daß die Gewissens- und Gedankenfreiheit des Protestantismus wenigstens weitgehende Toleranz gegen alle Meinungen schafft. Das Gegenteil ist bekanntlich der Fall. Während die katholische Intoleranz logisch ist, — sie verfolgt nur den, der an den Pfeilern des Hauses rüttelt, — so ist die protestantische Intoleranz diabolisch-perverser Irrsinn, denn sie hebt das Prinzip des Protestantismus auf: Meinungs- und Gewissensfreiheit des Einzelnen. Diese Freiheit geht erfahrungsgemäß nur soweit, als der Einzelne nicht anders denkt. Es entsteht also genau dieselbe Intoleranz, wie in der katholischen Kirche, nur mit dem Unterschiede, daß die berechtigte Grundlage, nämlich die Kirche, das vor Zerbröckelung zu schützende Haus, fehlt. Der Protestantismus ist das Bekenntnis der kleinen Leute, die in der großen Kirche ihrer Meinung nach zu wenig zu Worte kamen und sich nun auf eigene Faust extra ein Kirchlein bauen, und alle Fehler, die dort durch den großen Stil des Ganzen eine Rechtfertigung erhielten, in ihrer Dürftigkeit entblößen. Der Katholizismus war um 1500 zu einer feinen, unfanatischen Geistigkeit gekommen, er war zu groß und mächtig, um sich aufdrängen zu müssen; dem Protestantismus war es vorbehalten, die gemeine Aufdringlichkeit der kleinen Leute, die etwas sein wollen, die Bekehrungs- und Missionswut zur Blüte zu bringen, und den unkriegerisch gewordenen Gegner wieder zu den Waffen zu rufen. Ein Prinzip des Protestantismus heißt: jeder ist sein eigner Priester, sein eigner Schriftausleger (welcher Dilettantismus!). Was ist das? Nur durch mein inneres Gefühl spricht Gott zu mir, und läßt mich die Wahrheit erkennen. Heute hat Gott zu mir gesprochen. Hört! Wie? Ihr wollt nicht hören? Seid Ihr so von Gott verlassen? Die Feinde meines Gottes sind meine Feinde. — Tatsächlich hat ja in jeder Konfession jedes Individuum seine eigne Auffassung. Es ist psychologisch undenkbar, daß Zwei religiös ganz gleich reagieren, aber gerade diese innere Freiheit innerhalb *eines* Bekenntnisses kann nur da von den andern unangetastet bestehen, wenn eine sichtbare Kirche sie schützt, die nur Einzelne zu Priestern macht, die individuellen Nöte und Zweifel der Gemeinde (meinetwegen im Beichtstuhl) versöhnt, und dadurch verhindert, daß Einzelmeinungen in all ihrer Hinfälligkeit zu neuen Lehren und Sekten anschwellen. Den reli-

giösen Individualismus zum Prinzip erklären, heißt, — natürlich nur solange überhaupt „Konfessionen" bestehen, — die Individuen ermächtigen, anderen ihre persönliche Auffassung aufzuzwingen. So entsteht die protestantische Intoleranz.

Nein, der Protestantismus hat nicht befreit, sondern gehemmt, nicht vorwärts geführt, sondern erledigten Streit wieder begonnen.

Wenn wir eine menschliche Tat wertvoll nennen dürfen, so ist es diese: eine Formel finden, die das chaotisch wallende Leben zwingt in Gestaltung zusammenzurinnen, aus dem Nichts die Form zu heben.

Der fruchtlose Goldsucher ist ein Narr trotz seinem glühenden Glauben. Wenn der Kolben platzt, und der explosive Inhalt ihn tötet, so ist er bemitleidenswert und lächerlich. Erst der Forscher, der, vom Instinkt wie von der Klugheit geleitet, das Amorphe zur Gestalt, das Zersprengte zur Synthese zwingt, ist schöpferisch. Kostet ihn sein Eifer das Leben, so wird er ein tragischer Held.

Heinrichs IV. von Frankreich Handeln hat die Ueberlieferung in die Formel gegossen: Paris vaut bien une messe. Vielleicht hat er sie wirklich ausgesprochen, als er, um König werden zu können, den Protestantismus abschwur. Die Synthese, die er schuf, heißt Frankreich. Viele nennen sie einen feigen, gesinnungslosen, egoistischen Kompromiß. Luther tat das Gegenteil. Daß er dastand und „nicht anders konnte", hat ein politisch einheitliches Deutschland auf dreieinhalb Jahrhunderte, ein moralisch und religiös einheitliches Deutschland wohl für immer unmöglich gemacht. Mehr noch: er hat eine schon vorhandene einzigartige deutsche Kulturentwicklung abgebrochen. Sein einziges positives Werk, die Bibelübersetzung, kauft ihn nicht los von der Verantwortung, das deutsche Gefühlsschisma geschaffen und zwei Jahrhunderte Barbarei verursacht zu haben. Diese trennt uns von unserer Vergangenheit, die uns heute erst wieder mit historischem und philologischem Apparat erschlossen wird, während Franzosen, Engländer, Italiener organisch und vertraut mit ihrer Vergangenheit zusammenhängen und von ihr ohne den intellektuellen Umweg direkt befruchtet werden können, auf dem so vieles bei uns verstaubt. Durch Luther ist Mittel- und Norddeutschland um die Barock- und Rokokokultur gekommen.

Beschränkte Bauernzähigkeit aus dem gewohnten engen Tatsachenkreis aufs Geistige übertragen, ist das Merkmal der kurzsichtigen traditionslosen Ideologen, die nur in der Nähe klar sehen. Man weiß, wie treffend Luther manchmal die nächsten Realitäten beurteilte, was er neben seiner spekulativen Verbohrtheit für einen tüchtigen Bauernverstand besaß.

Alle vom Papst an ihn gesandten Vermittler waren gemäßigte, gebildete, einer Kirchenreform geneigte klug ausgesuchte Männer: Cajetan, Miltitz, Eck. Aber statt Deutschland einen Ruhm zu schaffen: germanischem Bedürfnis im Rahmen eines revidierten Katholizismus einen vorläufigen, zeitgemäßen Ausdruck zu geben — so wie Frankreich die unabhängige Form des Gallikanismus gefunden hat —, isoliert uns Luther von den treibenden Kräften der Zeit, ohne zu fühlen, daß bei uns die materiellen Grundlagen fehlten, die in England bald eine antirömische nationale Selbständigkeit möglich machten. Er suchte unsere Entwicklung zu dem unmöglichen evangelischen Urchristentum zurückzuschrauben und vernichtete damit gewordene und werdende deutsche Lebensformen.

Aber seine ideale Gesinnung, sein unbeirrbarer deutscher Glaube an seine Sendung? Zum Teufel auch! Wenn einer, der so in den Gang der Dinge hineingreift, den nicht einmal hätte! Den hat ja jeder Bombenwerfer.

Unsere Ueberzeugungen sind nur dürftige Rechtfertigungen unserer Instinkte, flüchtige Inventare unserer Möglichkeiten, soweit diese sich überhaupt logisch formulieren lassen, und das lassen sie sich nur zum geringsten Teil. Wenn Ueberzeugungen überhaupt einen Wert haben sollen, so müssen sie, wie alles Gesetzliche, den Charakter des Provisorischen tragen, immer nur faute de mieux existieren, sich nach den jeweiligen neuen Tatsachen regeln. Im Augenblick, wo Ueberzeugungen „fest", „unabänderlich" werden, ist man geistig tot, ein Phänom, welches bei einem großen Teil der deutschen Männer zwischen 25 und 30 Jahren einzutreten pflegt. Wie konnte man nur auf den abstrusen Gedanken kommen, der persönlichen Ueberzeugung, nur weil sie persönlich, nur weil sie zäh, nur weil sie Ueberzeugung ist, Wert beizulegen, auch wenn sie an Taten, an Werken unfruchtbar bleibt, auch wenn sie vorhandene Werte zerstört? Diese nihilistische Schätzung der Gesinnung ohne die Tat, des Glaubens ohne das Werk ist das Grundprinzip des Protestantismus. Treue um der Treue willen, Tugend um der Tugend willen, Glauben um des Glaubens willen, das ist ein moralisches „l'art pour l'art" für Schwärmer, eine moralische Unterhaltung für ethische Liebhaber und Dilettanten der Tat, kein Prinzip für handelnde, schaffende und genießende Männer.

Die Form, die der Protestantismus im 19. Jahrhundert annahm, heißt Idealismus; die ihm wesentliche Diskrepanz zwischen Wollen und Können ist in Deutschland fast zur conditio sine qua non für den Helden geworden, der bei uns mehr ein Schwärmer als ein Mann sein soll; der Franzose und der Engländer gleicht dem antiken Menschen, sucht menschliche Größe mehr in jener harmonischen Vollkommenheit, die gerade das will, was sie kann. Irgend etwas kann übrigens fast jeder, und darum wäre jeder fast einer kleinen Vollkommenheit fähig, falls er nicht, geweckt durch die billige Märtyrerkrone des Idealismus, zu dilettierenden Plänen hingerissen wird. Der gebildete deutsche Mittelstand nennt noch heute Goethes Harmonie mit dem Dasein bequem und kalt und zieht die gequält fauchende Maschine des Schillerschen Idealismus vor. Der Deutsche will sehen, daß einer sich schindet, wenn er ihm besondere Achtung zollen soll. Darum gedeiht bei uns keine Form, keine Anmut, keine Leichtheit.

Indem sich das Prinzip des alleinseligmachenden Glaubens ohne Werke mit dem des eigenen Priestertums verbindet, entsteht jener Gesinnungsfanatismus, der sich jenseits aller Tatsachen einen Hochmutstempel baut, von wo aus ein jeder alles Gewordene verurteilen, alles Werdende hindern kann, falls es nicht der Ausdruck seiner moralischen und sonstigen Gesinnung sein will. Seine Gesinnung ist die Gesinnung. Wer sie hat, ist in all seinem Nichts, in all seiner Ohnmacht mehr als der vollendetste Vollender, der eine andere oder am Ende gar keine Gesinnung hat; was zu ergötzlichen Aeußerungen führt wie: nur ein guter Christ kann ein guter Soldat sein, während es in Wirklichkeit im Krieg Gott bekanntlich mit den besten Bataillonen hält. Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch das Werk: Nihilismus; die Tugend wird Gesinnung, nicht freies Handeln, die Kunst wird Gesinnung, nicht Gestalt. In allem, im Staat und in der Familie, in der Gesellschaft, überall ersetzt Gesinnung die Kraft, das Talent, den Geist, die Anmut: Protestantismus = Nihilismus.

Was das formale Prinzip des Protestantismus betrifft, so heißt es: Unterdrückung des Kults. (Die Durchführung ist übrigens auch wieder inkonsequent; wenn sieben Sakramente schlecht sind, warum sind dann zwei noch gut?) Er setzt Konfession an Stelle von Religion. Er hat die Religion getötet, denn er isoliert das logische Bekenntnis vom blühenden Fleisch der Kultformen, die immer und immer wieder schöpferisch durchblutet werden können, um die sich — z. B. im jeweilig verschiedenen künstlerischen Ausdruck — die Sehnsüchte unterschiedlicher Zeiten kristallisieren. Jede Generation schuf der Madonna ein neues Angesicht, und doch blieb sie immer die Madonna, wodurch das alte Bild nur an Ehrwürdigkeit und Feierlichkeit gewinnt.

Wenn Gott beim Meßopfer nicht Substanz wird, warum dann die Pflicht, einem beliebigen Pfarrer, der kein Priester, sondern Staatsbeamter ist, zuzuhören und seiner dürftigen Erinnerungsfeier beizuwohnen? Können die eindringlichen Kultformen, die nach tausendmal lebloser Erfüllung immer wieder Weihegluten zu schüren vermögen, durch die platten Ermahnungen eines Propstes ersetzt werden, der als Sonntagsreiter in der Beredsamkeit dilettiert? Nur ein Flachkopf kann sich dazu verpflichten, zweiundfünfzigmal im Jahre zur selben Zeit über die ihn tief angehenden Dinge eine Stunde lang zu reden, und falls ein reicherer Geist sich dazu hergibt, so wird durch diesen Zwang im Laufe der Jahre ein Salbader aus ihm. Man erwidere nicht, der Universitätslehrer tue dasselbe und noch öfter. Nein, dieser berichtet ruhig die Resultate seiner und fremder Forschungen, und erwärmt er sich an glücklichen Tagen, so ist es freiwillig, und er vermag hinzureißen. Der Prediger aber berichtet nicht, er will erbauen, und dazu muß er aus seiner eigenen Natur schöpfen. Wer das zu oft und auf Kommando tut, wird bald leer sein. Im katholischen Kult ist die Predigt nur ein Anhängsel, der sich zu entziehen nach der Messe erlaubt ist. Besonders begabte Wanderprediger, starke Naturen und große Rhetoren, laden die Gemeinden in der Fastenzeit und an Festen zum Anhören ihrer Ausnahmspredigten ein und reißen oft auch den Zweifler über einzelne Klippen hin, indem sie ihm die Größe und die Gewalt der katholischen Religion besonders stark vor Augen führen. Sonst liegt das Hauptgewicht des katholischen Gottesdienstes wie beim Heidentum in der Symbolik der Liturgie und des Kultes. Das vielfach deutbare Wort des Predigers trennt die Geister. Die eindeutige symbolische Handlung des Priesters eint die unterschiedlichsten Gefühle. Und hier beginnt erst das Religiöse. Religio heißt Bindung. —

Heute gleicht der Protestantismus einer abgegessenen Artischocke. Blatt vor Blatt der alten Dogmen wurde dem modernen Geist geopfert. Kein mittelgescheiter Kopf läuft heute mehr Gefahr, sich in den Maschen dieser vernünftelnden Dialektik zu verstricken, Aber der Fond der Artischocke ist uns geblieben: die Moral der Unbedingten, die nicht wissen, daß alles fließt, und daß das geformte Leben, immer nur wieder die Form recht behält gegen jede noch so vernünftig scheinende Theorie. Und diesen Moralfond verwalten gerade am eifrigsten die angeblich Befreiten, die Dogmen- und Bekenntnislosen, die selbst Zweifel in die Größe der Persönlichkeit Luthers gestatten. Protestanten sind im letzten Sinne alle jene eng theoretischen und prinzipiellen Bewerter des Lebens, ganz gleich, ob sie dem Standpunkt der christlichen Moral konform sind oder nicht. Protestanten sind die materialistischen Kraft- und Stofftheoretiker, die orthodoxen Sozialdemo-

kraten, Vegetarier, Antivivisektionisten, Naturärzte, Kulturethiker und -Aesthetiker, Frauenrechtler, sowie Weltverbesserer und Abolitionisten aller Art. Sie alle protestieren im Namen eines Wortes oder einer Theorie oder einer Forderung, kurz eines Programms, eines orthodoxen Bekenntnisses gegen das ach! so heterodoxe Leben der Tatsachen, der Entwicklung; sie alle wollen den Fortschritt in einer bestimmten, ihnen vernünftig erscheinenden Richtung, sie gleichen einem tollgewordenen Naturforscher, der auf einmal selbst Naturgesetze geben möchte.

Jeder Protestant ist nicht nur sein eigener Priester, er ist ein kleiner, lieber Gott. Die Unfehlbarkeit des Papstes ist dagegen Demut.

Tagebuch/Von Hermann Bahr

10. Juni. Sehr schön ist die ruhig kreisende Bewegung, die Schnitzlers Roman hat. Langsam steigt er auf und scheint dann in der Luft zu liegen, auf großen Flügeln. Ich könnte das nicht. Ich möchte das vielleicht auch gar nicht. Aber es ist sehr gut, daß es einer kann und will, und wird mir selbst durch das Sentimentalische seiner Art nicht gestört. Dieses kommt wohl daher, daß ihm um Oesterreich leid ist. Während ich finde, daß um dieses Oesterreich, das einem leid tun kann, nicht schade ist; jenes Oesterreich aber, das wir lieben, haben wir in uns selbst, und es wird nur unsere Schuld sein, wenn es nicht erscheint. Wir alle spüren die starke Zukunft, welcher die Menschen hier fähig sind. Sie brauchen nur den Mut, die Vergangenheit abzutun, um aus ihr zu sich zu kommen. Da sind wir nun aber dort, wo ich die Juden nicht verstehe. Sie hätten es so leicht. Ich beneide sie. Sie haben keine verfallenen Schlösser und keine Basalte. Sie stört nicht, zu lebendiger Zeit, unnützes Erinnern. Diese ganze rostige Kultur, mit der wir uns schleppen, in der wir, von den Vätern her, ersticken, ist ihnen fremd. Sie hätten es so leicht: Benutzt die Gegenwart mit Glück! Sie könnten uns dabei die besten Helfer sein. Uns sitzt jedem, von den Großeltern her, noch irgendeine liebe dumme Theresianische Zärtlichkeit im Gemüt und macht uns das Blut dick. Darin sind wir gute Deutsche, denn deutsch ist es, an nichts tiefer zu leiden als an seiner Vergangenheit. Der Ruf des Todes ist es, der uns alles Leben hemmt. Da hätten nun die Juden vor uns dies voraus, daß sie nicht unsere Vergangenheit haben. Wie lang ist's denn her, daß sie erst eingelassen wurden? Warum nützen sie das nicht aus? Warum helfen sie uns nicht, wenn uns Erinnerung feig und kläglich macht? Wie oft muß ich mit dem elenden Großvater hadern, der durch mein Blut spukt und mir mit seinem Dunst des Statthaltereirats plötzlich den Verstand betäubt! Wie oft werde ich von mir wieder auf der albernsten Rührung ertappt, bis ich mich selber am Ohr nehme: Wach auf, das bist ja gar nicht Du, das ist schon wieder eine von den frommen Großmamas, die in Dir flennt! Daher das verfluchte Biedermeiern, in Gedanken und Gefühlen. Wir biedermeiern ja gar nicht, es biedermeiert in uns. Was aber biedermeiert in den Juden denn? Wir können sie an einer Vergangenheit leiden, die sie gar nicht haben? Statt aber eben darin ihren Stolz und den Mut zu sich selbst zu finden, züchten sie sich jetzt unsere Vergangenheit an, was natürlich gar nicht möglich ist und sie nur lächerlich und verächtlich macht. Alle leiden

wir an jenem unnützen Erinnern. Wir erkennen, daß wir genau so viel leisten und vor der Zukunft einst gelten werden, als es uns gelingt, Vergangenheit zu vergessen und Vergangenheit vergessen zu machen. Eben das aber, was wir vergessen wollen, daran spritzen sich die Juden jetzt ein künstliches Erinnern ein. Das lustigste Beispiel ist mir immer die Geschichte mit dem Vaterunser, die ich so gern erzähle. Ein Jude sagte einmal, irgend etwas sei ihm unvergeßlich. Und um den Grad der Unvergeßlichkeit recht zu beteuern, sagte er: Unvergeßlich wie das Vaterunser! Ich stutzte. Ich versuchte das Vaterunser aufzusagen. Es gelang mir nicht. Ich bin ganz fromm erzogen, meine Mutter war fast, was man eine Betschwester nennt, und in Salzburg, wohin ich dann ins Gymnasium kam, wurden wir sehr kirchlich gehalten. Es gelang mir aber nicht, ich fand schon den dritten Satz nicht mehr. Nun war ich neugierig, ich fing meine Freunde zu prüfen an. Zunächst die, welche in katholischen Klöstern erzogen sind, in Kremsmünster oder bei den Schotten. Siehe da, sie wußten alle das Vaterunser nicht mehr. Wenn ich aber an einen Juden kam, der wußte es. Ich habe das Experiment zuletzt noch in Berlin an unserm Tisch im Savoy gemacht. Da ist ein Baron, den die Jesuiten in Kalksburg erzogen. Dann ist ein Elsässer da, der einmal zu den großen Hoffnungen der katholischen Literatur gehörte. Wir drei versuchten nun, zusammen das Vaterunser zu buchstabieren. Es gelang uns nicht. Aber da kam lachend Schalom Asch und half uns aus, der wußte es. Ich habe jetzt wenigstens ein Mittel, Juden zu erkennen. Ich frage einen bloß, ob er das Vaterunser weiß.

In Schnitzlers Roman ist auch manches Beispiel dafür. Er selbst, dies spürt man überall, er will ja mit aller Kraft heraus: von der angelogenen Vergangenheit weg und aufs Leben los, auf unser eigenes Leben! Jene jüdische Rührung über alles, was die Juden nicht angeht, hat er zu einer Stille, Weiche, Güte der Darstellung gezügelt, die einen künstlerischen Reiz aus ihr macht. Freilich fühlt man ihr bisweilen seine Neigung an, wegzutreten, beiseite zu stehen, nicht mitzutun, wozu Gerechtigkeit so viele von uns verführt. Er hat eine Neigung, gekränkt zu sein, wo es vielleicht nützlicher wäre, wütend zu werden (er kann mir allerdings antworten, daß sich Gefühle nicht kommandieren lassen). Ins Freie kommt man freilich, wenn man weggeht. Aber ist es die Freiheit von Flüchtlingen, die wir wollen? Wird Oesterreich frei, wenn man sich von ihm frei macht? Und an die Kraft der stillen Arbeit, von der ihr immer sprecht, kann ich nicht mehr glauben. Still gearbeitet wird in Oesterreich seit hundert Jahren; und es ist noch immer still.

Und noch etwas kann ich an Schnitzler nicht verstehen. Erstens teilt er den Irrtum der Juden in Oesterreich, als ob ihr Fall ein besonderer wäre. Das ist er nicht. Sie werden unterdrückt, gewiß. Aber es werden auch die Tschechen, die Ruthenen, die Kroaten, die Rumänen, die Slovenen und die Italiener und so weiter unterdrückt. Der Jude hat bei uns nicht dasselbe Recht wie irgendein deutscher Christ der herrschenden Klassen. Aber der Arbeiter hat es auch nicht. Gar nicht zu reden davon, daß auch der Protestant, oder wer keine Konfession hat, hinter den Rechten der Katholiken zurücksteht. Statt sich nun aber zu den anderen Unterdrückten zu schlagen, biedern sich die Juden entweder den Mächtigen an oder isolieren sich, ich weiß nicht, was dümmer ist. Und zweitens (was mich auch in diesem Roman zuweilen befremdet) schädigen sich die Juden durch eine Forderung, die man ihnen nie bewilligen wird: sie fordern Liebe. Das spüre ich in diesem Roman wieder so stark. Die Juden sitzen da und denken traurig nach, warum man sie nicht gern hat. Aber

ich glaube nicht, daß sich das durch ein Gesetz ändern läßt. Ich muß auch gestehen, daß es mir durchaus unbegreiflich ist, wie man darunter leiden kann. Mich haben gewiß viele tausend Menschen gern, aber ich habe in meinem ganzen Leben noch keine Minute darüber nachgedacht, es hat mich immer gefreut. Was ist das für ein Wunsch, von aller Welt geliebt zu sein? Ich stelle mir das gar nicht so schön vor.

12. Juni. Lustig, im Garten zu liegen, die Rosen und den Wind und die Sonne zu spüren, während die Pappel sich biegt und die Linde blüht, und zu denken, daß einstweilen dort unten, weit, dort im Dunst, der Adel jetzt über den Ring schwitzt, mit Vergangenheit kostümiert.

13. Juni. Auernheimer erzählt vom gestrigen Festzug: „Lachend saß Rudolf von Habsburg zu Pferde, den wir uns doch eher streng und ernsthaft denken. Aber sein Lächeln eroberte ihm die Wiener. Als er erschien an der Spitze des Zuges, sein Pferd im Gruß parierend und zum Publikum lachend, da war das Glück dieser Veranstaltung eigentlich schon entschieden. Und es bedurfte nur des ermunternden Zurufs eines seiner Mannen, der jovial ‚Applaudieren! Applaudieren!' ins Publikum rief, um den Beifall auszulösen, den nur eine gewisse dynastische Scheu noch zurückhielt." Das ist ein Zug, den man aufbewahren muß. Das ist dieses Festzuges kostbarster Zug. Das ist ein Zug, der unsere ganze Stadt enthält. Ich sehe den lachenden Grafen vor mir, der nach dem Rudolf von Habsburg nichts fragt, sondern nur um jeden Preis gefallen will. Und ich höre, wie der von seinen Mannen, mit der Hand winkend, in die Menge ruft: „Applaudieren! Applaudieren!" Und da kann die Menge nicht mehr widerstehen. Ich höre das, ich höre diesen Wiener Ton: „Applaudieren! Applaudieren!" Jovial, sagt Auernheimer. Jovial, ja, wie man es hier mit Lakaien immer ist. Jovial, wie unsere Politiker. Denn in der Politik kommt es bei uns ja auch nur immer darauf an, einen zu finden, der der Menge zuruft: „Applaudieren! Applaudieren!" Dies nennt man: eine Partei bilden. Aber die ganz Feinen besorgen es für sich sogar selbst. Die Form wechselt, der Inhalt bleibt: „Applaudieren! Applaudieren!" Und damit ist hier „das Glück jeder Veranstaltung eigentlich schon entschieden". Auernheimer fragt: „In welcher anderen Stadt wäre das möglich?" Er hat recht. Nein, das macht man uns nirgends nach.

O Harden, Schnitzler, Goldbeck, o Ihr, die Ihr über den Byzantinismus in Preußen klagt! Acht Tage Wien möchte ich Euch einmal wünschen. Was wißt denn Ihr? Ich mag den preußischen Byzantinismus auch nicht. Aber er hat eins: er ist nicht aggressiv, man kann ihm aus dem Wege gehen, er läuft Euch nicht nach! Während einen dieser hier auf offener Straße anfällt und umarmt und nicht ausläßt und Krämpfe kriegt und den Veitstanz hat und sich wälzt und heulend durch die ganze Stadt springt. O Harden, Schnitzler, Goldbeck, acht Tage nur hätte ich Euch gern einmal hier.

15. Juni. Und nun der große Katzenjammer. Der Festzug hat ein Defizit. Wer soll den Spaß bezahlen? Der Adel ist empört über die Zumutung. Mit Recht. Er würde seine Tradition verraten, die es immer war, die Zeche großer Herren zu machen, dann aber den Wirt zu prellen. Und es werden sich schon ein paar dumme Juden finden.

16. Juni. Lese Lichtenbergs Briefe, in der vortrefflichen Ausgabe von Albert Leitzmann und Karl Schüddekopf, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Man hat solche Stunden, wo man sich in einem fort nur sagen muß: Halte Dich an den Verstand an, das

ist noch das einzige! Ich nehme dann Voltaire oder Lichtenberg her. Das ist wie ein Bad in Verstand. Dann geht's wieder. Die meisten kennen Lichtenberg nur in Auszügen. Aber diese Briefe muß man lesen, um den merkwürdigen Menschen zu fühlen, der sich hinter seinem Verstande versteckt.

17. Juni. Die Klerikalen haben eines Tages erklärt: Wahrmund darf in Innsbruck nicht mehr lesen. Und jetzt sind wir so weit, daß der Minister erklärt: Wahrmund wird in Innsbruck nicht mehr lesen.

Als die Klerikalen erklärten, daß Wahrmund in Innsbruck nicht mehr lesen darf, erklärten die Studenten, erklärten die Rektoren und erklärten alle Liberalen dies für einen Anschlag auf die „Freiheit der Wissenschaft". Und der Unterrichtsminister erklärte dann, dieser erzliberale Mann, die „Freiheit der Wissenschaft" zu schützen.

Wie nun jetzt derselbe Minister erklärt, dieser erzliberale Mann, ja, wie er sich offiziös nennen läßt, ein Hort, daß Wahrmund in Innsbruck nicht mehr lesen wird, erklären sich die Rektoren für befriedigt, und auch die Liberalen erklären sich befriedigt. Was ist geschehen? Zeit ist vergangen. Und, sagen die Rektoren, „vieles erscheint uns nun in ganz anderem Lichte, als bisher". Sie uns auch.

Nur die Studenten erklären noch immer, daß sie es für einen Anschlag auf die „Freiheit der Wissenschaft" erklären. Aber sie stehen jetzt ganz allein.

Es gibt in Oesterreich eine einzige bürgerliche Partei, die politisch denkt: die klerikale. Wer ihr nicht zustimmen kann, muß sich an die Studenten und Arbeiter halten. Es war schon einmal so: 1848.

Der Fakir / Von Else Lasker-Schüler

Die drei Lieblingstöchter des Emirs von Afghanistan heißen Schalôme, Singâle, Lilâme. Ihre Gesichter sind wie Milch; Sklaven verscheuchen die Sonne vom Dach der Frauen wie einen lästigen Vogel. Um die Abendstunde wandeln die drei Emirstöchter unter Tamarisken und Maulbeerbäumen, oder sie werden in geschnitzten Sänften zum Zeitvertreib an Goldbasaren vorübergetragen; der Emir könnte reiche Schwiegersöhne gebrauchen. Er ist ein Vetter meiner Mutter, aber ich bin zum ersten Male an seinen Hof geladen. Wir Träumerinnen aus Bagdad haben von altersher schlimmen Einfluß gehabt auf die Töchter fremder Paläste. Wir schleifen einen bösen Stern hinter uns; meint mein Großoheim, und Schalôme, Singâle, Lilâme weisen die gläsernen Spielereien zurück, die ich ihnen mitbrachte. Aber ich weiß mich zu rächen. „Wo ist euer Oheim, Schalôme, Singâle, Lilâme?" Denn sie schämen sich seiner Verkommenheit; ein Flecken liegt er auf dem milchweißen Hals ihrer Mutter, der Emirsgattin. Die alte Sklavin meldet ihr vertraulich, daß der Fakir wieder auf dem Hof stehe; ob sie ihren Bruder dudeln höre? Aus seinem Schlangensack kriecht eine junge Viper, schleichender Schleim um seinen schmutzigen Oberkörper. Aber Singâle wirft ihm einen Königinnentropfen, ein kleines Ehrengoldstück, mit dem Kopf ihrer Mutter geprägt, in den Schuh, den sich der bettelnde Oheim von seinem eitrigen Fuß gezogen hat. Singâle ärgert gerne ihre Mutter, sie hat ihre altsyrische Nase geerbt, die schon einen der jüdischen Stämme verunglimpfte. Beschnüffeltes, übergelassenes Futter, setzt man dem dudelnden Fakir in einem irdenen Becken der Hunde vor. Manchmal übernachtet er gesättigt zwischen den Säulen des Haremshofes auf seinem lebendigen Sack, dessen Schlangen aufständig werden, sich zu einem Hügel bäumen, um von der Last ihres Schläfers wieder

einzusinken in nachgiebiges Dehnen. Schalôme steht am Fenster im Mond, wie auf rundem Goldgrund. Und ihre Schwestern fallen: angerufene Schlafwandlerinnen in ihre Kissen zurück. Der Geruch, der aus den Poren des Fakirs dringt, weckt das Blut auf, wie die pochende Beere, das verbotene Getränk des Korans. Die Eingeweide der Jünglinge quälen sich und die Töchter der Stadt nippen heimlich an seinem Geruch; ihre Leiber gehen auf wie braune und gelbe Rosen. Lilâme, die zweite Tochter des Emirs von Afghanistan, trägt seit Monden in ihrem Schoß ein atmendes Spielzeug, der türkische Prinz vergaß heute seinen Turban unter dem Lebensbaum im Frauengarten. Und Singâle liebt Hascha-Nid, der ist der Sohn des Chân, des Weißbarts eines wilden Stammes; seine Haut schimmert in süßerlei Farben. Aber seine Tracht ist herb, er vergißt jeden Schmuck anzulegen, wie es sonst Sitte ist beim Kriegstanz oder bei den Zeremonien ihrer Götzenfeste. Ich habe meine Augen, seitdem Singâle ihn mir gezeigt hat, noch nicht geschlossen. Immer starren sie herüber über die Zuckerfelder weiter nach der Richtung der wilden Waffengesänge. Und ich erschrak, als ich beim Schminken in meinem Spiegel den Fakir sah; er saß auf der Mauer des Hofes und küßte seine Schlangen. Die eine, die sich ihm wild ergab, steckte er zur Hälfte in seinen grauen, kriechenden Mund. Seitdem blicke ich mich in der Nacht ängstlich zu den drei Schwestern um, ob sie mein Brüllen nicht erschrecke. Manchmal schreit Schalôme auf; Lilâme tändelt mit ihrem Kissen, das ist silbern, wie der Turban des Prinzen. Und Singâle blickt eifersüchtig auf meine Lippen, sie stehen krampfhaft geöffnet. Ich höre die wilden Kriegsweiber heulen — Hascha-Nid, der Sohn des Chân liegt im Sterben. Ueber die Abendwege der süßen Pflanzungen schlängelt sich der Fakir, er soll ein Wunder verrichten an des Weißbarts Sohn. Schalôme steht am Fenster im Mond, sie streichelt sanft meine Haare, der Wind reißt sie aus ihren Händen und weht sie über die lächelnden Aecker. Ich möchte ihre Hände küssen, aber meine Lippen färbt noch ein Tropfen Blut, meiner nächtlichen Speise. Immer warte ich zwischen den hohen Rohren und halte seine Glieder in meinem Rachen versteckt, und bald feiert Schalôme Hochzeit; eine Karawane von indischen Elefanten bringt ihr Geschenke, und auf dem Rüssel des Riesen sitzt der Gekrönte, der sie holen wird in sein Haus. „Schalôme, wie träumst du von ihm in der Nacht?“ „Immer kommen die Schlangen meines Oheims und erwürgen meinen Traum.“ Und wenn Lilâme den Oheim gewahrt, versteckt sie ängstlich ihr weißes, aufgeblühtes Paradies unter den Lebensbäumen. Nur Singâlens wolkige Seide hebt sich von ihren weißen Hängen, der sterbende Häuptlingssohn aber verschmäht ihre gesprenkelten rosa Nelken. Ich darf nicht mehr im selben Gemach mit Schalôme, Singâle, Lilâme schlafen; meine Großtante, die Emirsgattin hat mein Freudengebrüll gehört. Schâlomens sanfte Hände zittern, sie lassen alles auf den Teppich fallen, was sie ergreifen, sie hat den Veitstanz. Jeden Abend dudelt der Fakir auf dem Hof. Schalômens Mienen tanzen nach seinen Tönen. Ich irre, nur von Spinnengeweben der alten Wände behangen, durch die Erdgewölbe des Palastes. Von dort, erzählt mir Singâle, entkommt ihr Prinz. Und ich habe über mein Kinn einen glühenden Streif gezogen, mein Spiegel dudelte dazu Hochzeitsmusik. Auch trage ich die langen goldenen Ohrgehänge, die mir Schalôme geschenkt hat. Die Schwestern sagen, ich habe einen goldenen Körper, und sie wollen die verschüchterte Sonne wieder anlocken. Hascha-Nid hat auch einen goldenen Körper, wenn wir uns kreuzten, würden wir ein goldener Palmenbaum sein. Ich bin müde, ich möchte mich begraben lassen, wie der verkommene Oheim es tut, einige Male im Jahr. Der Vater der Würmer sehnt sich nach seiner Erde zurück. Dann atmet die Emirsgattin bis zum andern Ende der Uier auf, und ihr Atem hält das Flüstern der jungen Lippen an, und bringt Nüchternheit über die Söhne und Töchter der Stadt. Ich stolpere über aufgeworfene Erde und greife in ein bereitgehaltenes Grab. Kleine, blitzende Gerätschaften liegen auf dem geöffneten Erddeckel, die dienen zur Ablösung des Häutchens, das die Zunge mit dem Unterkiefer verbindet. Ich sah es im Spiegel: man steckte sie ihm zum Luftabschluß wie einen Pfropfen in den Schlund. Ich muß so traurig summen: Schalôme kriecht ihm nach ins Grab. Und kann mich gar nicht mehr finden. Der Streif über meinem Kinn zieht sich durch meinen ganzen Körper, teilt ihn in zwei Hälften. Hascha-Nid ist tot.

Ich höre die wilden Weiber wie Besessene toben, ihre Stimmen vermehren sich ungeheuerlich, im wuchernden Widerhall des Gewölbes. Ich wollte, mein Vater wäre da, ich schwebte auf seinem langen Bart in den Palast zurück in Schalômes Schoß, der wiegt sich wie eine tanzende Schlange. Und ihre ruhelosen, sanften Hände kriechen über den Staub der Böden. Unser Gemach mit den vier seidenen Kissen dudelt und ist angefüllt vom lockenden Narden des Fakirs. Schalôme erhebt sich eine Stunde vor Mitternacht und lächelt wieder im Mond. Dann sah die alte Sklavin sie über die letzten Stufen der Haremstreppe schnellen. Ich schneide meine Adern auf mit meinen gläsernen Spielereien. Der Palast ist taubstumm, Lilâme und Singâle sind wie zwei alte Götzenbilder. Der Emir von Afghanistan läßt alle Wälle in den Gegenden der Stadt aufgraben. Leichen liegen ihrer Erdhemden entblößt auf den Steinen des Friedhofs. Die Luft ist schauerlich. Unter den Wassern des Flusses schaufeln die Taucher. Manchmal streift mich forschend des Emirs Blick. Wir Mädchen aus Bagdad schleifen einen bösen Stern hinter uns; aber ich werde Schalôme nicht verraten; und ich wollte, mein Vater wäre da, sein langer Bart wehte der Gassenmäuler leichtfertige Melodie aus der Stadt. Ich habe sie an ihrem dunkelbereiteten Palast schwermütig erdacht . . Schalôme kriecht ihm nach ins Grab.

Wie rein der helle Mond am Himmel steht . . .

Japanisches Gedicht von Méidjön / gest. 140 v. Chr.

Wie rein der helle Mond am Himmel steht,
und dieses Bettes leichter Schleier wehrt ihm nicht.
Mein Leid vertrieb den Schlaf. So raff' ich denn
die Kleider auf und wandle. Ruhe find' ich nicht.
Beim Scheiden sprach er wohl: „Nicht gräme dich!"
Doch eh' er heimkehrt, froh zu sein, vermag ich nicht.
Ich trete aus dem Haus, allein und bang
und wem mein Leid ich klagen dürfte, weiß ich nicht.
Vergebens blick' ich sehnend in die Nacht
und kehr' ins Haus zurück, die Wange naß
und naß mein Kleid — und meine Tränen enden nicht.

Deutsch von Fr. von Bernardi

München als Kunststadt / Von Ernst Schur

I

Kaum eine Ausstellung hat von vornherein die Sympathien so ausschließlich auf ihrer Seite gehabt, wie die Münchener. Kaum hieß es, daß München eine Ausstellung veranstalten wird, da war man schon überzeugt, daß das etwas ganz Besonderes werden mußte, und die Lobgesänge der Kritiker erschollen in allen Tonarten. Man hat München und das gute Bayernland so gern und überträgt flugs die Anhänglichkeit, das menschlich-private Interesse auf die Kunst. Andere Städte müssen sich mühen und plagen; München gibt man ohne weiteres zu, daß es etwas leisten wird.

Aber es ist gut, die Sachlage zu prüfen. Lokalpatriotismus mag etwas Gutes und Brauchbares sein. Er ist eine interne Angelegenheit. Hier handelt es sich um allgemeinkünstlerische Werte. Es mag daher an den allzuhoch gespannten Erwartungen liegen, daß man eine kleine Enttäuschung erleidet, die man nicht wieder los wird. Wohl fühlt man, es

ist durchweg ein Niveau erreicht und innegehalten, das achtunggebietend ist. Aber das scheint nach Dresden, das einen unvergleichlich größeren Umkreis vollendeter ausfüllte, selbstverständlich. Wäre das in diesem kleineren, lokalen Kreis nicht erreicht worden, so wäre es ein Fiasko ohnegleichen gewesen. Man glaubt aber Anspruch auf ein Mehr zu haben. Das schließlich achtunggebietende Niveau genügt nicht. Das hat seine Gründe. Die Ausstellung kommt für München reichlich zu spät. Damals, als München die Anregungen zu neuer Raumkunst gab, damals wäre es ein beispielloser Erfolg geworden. Als die Münchener Künstler sich mit Feuereifer dem neuen Kunstgewerbe zuwandten und alles erst erobert werden mußte. Oder einige Jahre später. Etwa 1904 wie geplant war. So aber nahm Dresden mit seinem konsequent durchgeführten und großzügig erfaßten Plan einer umfassenden, deutschen Kunstgewerbeausstellung 1906 den Erfolg für sich in Anspruch. Und München hatte das Nachsehen.

Wenn nun München jetzt seine Kraft zeigen will, so ist die Sachlage eine andere geworden. Die Saat, die Münchens Kunst einst streute, ist aufgegangen. In Darmstadt, in Dresden, in Berlin. Es bedeutet ein Zurückschrauben in der Entwicklung. Und ein solches Unternehmen jetzt, ist mehr eine endlich und spät erfolgte Rechtfertigung Münchens, als eine Bereicherung der Allgemeinheit. Es sieht so aus, als will München nun endlich das Langversäumte nachholen. Denn: die Künstler, die damals München hochbrachten, sind verschwunden; die Riemerschmid, Pankok, Bruno Paul usw. Ihr Schaffen kennen wir vielseitiger und umfassender an anderen Orten. Es hat einen anderen Ton bekommen. Wenn sie sich hier auch zeigen, so sehen wir darin für uns keine Ueberraschung mehr und nichts Typisch-Münchnerisches. Und typisch-münchnerisch soll doch die Ausstellung sein, wozu sonst die lokale Einschränkung?

Andererseits fehlt der junge Nachwuchs, der wieder ganz Neues bringen könnte. Man ahnt Cliquenwirtschaft. Der Zufall führt die Kräfte zusammen, nachdem planvolle Umsicht die geeigneten Kräfte hinweggeführt hat. Daß dieser Nachwuchs fehlt, darauf beruht auch zum Teil das Gefühl der Enttäuschung. Dagegen sieht man Künstler, die in München sich sonstwie einen Namen verschafft haben, die vielleicht zur modernen Raumkunst gar keine Beziehung hatten.

II

Was die Architektur anlangt, so gibt ein Ueberblick, der hier ausführlich geboten ist, etwa dasselbe Resultat wie in Berlin und wie allerorten. Die fünf Ehrenräume, die den Eingang der Haupthalle bilden, sind den Architekten gewidmet, die sich um Münchens Baukunst verdient gemacht haben: Fischer, Gräßel, Thiersch, Hocheder, Seidl. Die offizielle Baukunst. Diese ältere Generation kämpft mit dem vielarmigen Drachen der Stile und sucht sich in den tüchtigen Vertretern von der beinahe erstickenden Umschlingung zu befreien. In den Sälen, in denen die Architektenvereine und der Bund deutscher Architekten ausstellen, sehen wir mehr die Privatarchitektur, Landhäuser, Villenkolonien. Und hier macht sich ein Fortschritt bemerkbar. Die Aufgaben zwingen zu intimer, sachlicher Gestaltung. Man macht die Bemerkung, daß hier ein Stil sich anzubahnen beginnt, während für die großen, öffentlichen Aufgaben die Form erst noch zu finden ist. Ganz gelingt dieser Fortschritt zu Neuem erst der folgenden Generation, der Generation der Zukunft, die in sachlicher Arbeit und mit Wagemut an die mannigfachen Probleme herantritt. Hier sind die Ausstellungshallen selbst die Objekte unserer Betrachtung.

Die Arbeit der älteren Generation ist, wie gesagt, in den fünf Ehrenräumen, die die Ausstellung eröffnen, vereinigt. Die Arbeit der Jungen fehlt. Ihr Können kommt um so imponierender zur Geltung in der ganzen Anlage der Ausstellung selbst, in den Ausstellungshallen, in dem Vergnügungspark. Die lokale Ehrung dominiert damit; sie sagt uns aber nichts, und es ist dem Besucher und seiner Umsicht überlassen, die Anregungen, die er hier bekommt, nach der tatsächlichen Seite hin zu ergänzen. Wünschenswert wäre es allerdings gewesen, wenn das Neue sich neben diesem Alten geschlossen hätte zeigen können. Es werden im Publikum sonst falsche Vorstellungen geweckt, es nimmt vielleicht an, Stilimitation wäre immer noch die einzige Möglichkeit, monumentale Aufgaben zu bewältigen. Gerade in den Ausstellungshallen aber zeigt sich ein neuer, monumentaler Stil angebahnt.

Gerade diese Eintrittsräume geben, namentlich, was das Raumkünstlerische anlangt, keinen guten Eindruck. Treffliches mischt sich mit Geschmacklosem. Ein großer Eindruck wäre hier eher am Platze gewesen. Statt einer Einheit sehen wir zerpflückte Einzelheiten. Diese Vorhalle (die noch angeht), diese Wandelhalle, diese Ehrenhalle sind gerade in ihrer Raumwirkung von seltener Disziplinlosigkeit. Hier konnte man mit Recht Besseres erwarten, und man muß die Enttäuschung, die bei diesem entscheidenden, ersten Eindruck um so peinlicher berührt, erst überwinden.

Man muß die Architektur der Ausstellung selbst als Objekt der Betrachtung, als Grad-

messer der Entwicklung nehmen. Und wenn man bedenkt, daß hier städtische Behörden und Architekten zu gemeinsamer Arbeit zusammengeführt sind und sich kennen gelernt haben (wie fern sind wir davon in Berlin!), so wird man die Empfindung haben, daß hier etwas Ersprießliches von dauernder Bedeutung sich entwickeln könne.

Die Ausstellungshallen, die Bauamtmann Bertsch entwarf, zeigen jenen neuen, architektonischen Typus, der die Anregungen der Ingenieurkunst in sich aufgenommen hat und aus der Sprache des Eisenmaterials (Beton und Eisen) eine neue Monumentalität gewonnen hat. Hier ist Vorbildliches geleistet, das in seiner strengen Schönheit, seiner sachlichen Schlichtheit großzügig wirkt und alles übertrifft, was in den Architekturabteilungen zu sehen ist. Geradlinige Pfeiler als Stützen, breite Lichtfenster, kompakte Dächer, die dem Zweck entsprechend stufenförmig abgesetzt sind, alles flächig, einfach und groß, und in der Farbe, dem Grauweiß der Fassade, dem Rot der Dächer doch gefällig.

Und wie man die Anlage als Ganzes in seiner Abwechslung bewundern muß, so ist auch im einzelnen das Architektonisch-Gliedernde und Trennende in den Dispositionen anzumerken. Gegenüber der monumentalen Ausstellungshalle ein kleinerer Komplex, wechselnd in den Formen, das Theater, das Café, die Läden; und dies durch einen Wandelgang verbunden, der sich hinzieht bis zu der großen Halle und also das Ganze wie zu einem stillen Hof zusammenschließt.

Ebenso die Fortsetzung. Ein weiter Platz, umschlossen von den mächtig ausladenden Hallen. Hier befindet sich der sich in den Platz hineinschiebende Haupteingang, zu dem man also langsam, an den schönen Bauten vorbei, hingeführt wird, als sei das Laute, Protzige mit voller Absicht vermieden. Auch das Portal ist sachlich und einfach. Stille Wirkung übt dieser Platz durch die Schönheit der verschlossenen Raumerscheinung aus; das alte Prinzip der besten Architektur der Vergangenheit ist hier neu zur Anwendung gekommen: Raumwirkung zu geben durch Schönheit der Begrenzung.

Hier ist auch der Name Paul Pfann zu erwähnen, der in dem Theatercafé diesem großzügigen Platz ein leichteres, bewegteres Gegenspiel schuf, dessen Formen Grazie und Feinheit zeigen.

Und wie um der breiten Wirkung der Hallenfassaden ein Gegengewicht zu geben, dehnt sich weiterhin gegenüber die hohe, grüne Wand des Waldes, der zum Park gestaltet ist, und eine gelbgrüne Spalierwand läuft gegenüber entlang, in der die großen, farbigen Terrakotten von Wackerle wie große, malerische Flecken stehen. Diese Straße führt zu dem hübschen Post-, Sanitäts- und Polizeigebäude, das in seiner schlichten Erscheinung, mit der umlaufenden Veranda zu ebener Erde wie ein breit hingestrecktes Landhaus aussieht. Es verdeckt zugleich den Ausgang, der ebenso wie der Eingang frei von jeder willkürlichen unterstrichenen Betonung gehalten ist.

Pfann hat übrigens in einer großen Hofanlage eigentlich das geleistet, was man am Eingang der Ausstellung erwartet, eine große, dekorative Raumschöpfung. Dieser Hof ist klein, aber er hat Größe. Es ist der erste, große Eindruck. Er rettet die Architektur, die in den Wandelhallen und Vorräumen nichts Monumentales geschaffen hat. In der Mitte ein Brunnen von Hildebrand, eine Trinkende kniend, mit großer Gebärde; am Sockel Widderköpfe; das schöne Graublau des Wassers wirkt mit; in dieser Plastik ist ein großer Ausdruck eingeprägt. Um diesen Brunnen ist in freier Anlage (der Boden ist in einfachen, kleinen Steinen ausgelegt), in abgeteilten Säulengängen und Nischen mit Blumenschmuck, der Hof geschaffen. Groß und einfach wirkt das alles. Und selbst die Eisenhalle, die sich darüber wölbt, nimmt ihm nichts von der Größe. Die dekorative Plastik steht hier, wie auch die Gartenanlagen mit den Statuen und Gruppen zeigen, auf einem hohen Niveau. Die alten Schloßgärten und Parks geben eine Tradition.

Als dritter ist Bauamtmann Schachner zu erwähnen, der im Vergnügungspark etwas ganz Neues geschaffen hat. Farbe und Form wird hier zum Ausdruck. Und nicht nur das Einzelne, bunte Dächer, breite Fassaden, ist hier bedacht, auch wie die Bauten auf dem freien Boden stehen, sich ineinanderschieben, sich überschneiden und so immerfort wechseln und Bewegung geben, darin kommt ein Wille künstlerisch zum Ausdruck. Blaue, grüne, rote Farben, viereckige, runde, schlanke Formen. und doch ist alles, sieht man genauer zu, so geordnet, daß keine Farbe zu laut schreit, keine Form stört. Disziplin bei aller Ausgelassenheit. Bei aller Großzügigkeit auch hier die Intimität, die wir an Münchener Werken bewundern.

Und so wird man diese Hallen und Anlagen am ehesten als das Bleibende, Neue nehmen können. Hier schreitet die Bewegung der Architektur am entscheidensten vorwärts, sucht sich neue Zwecke und Ziele und gibt ihnen die Form. Hier spürt man am konzentriertesten neuen Geist, neuen Willen.

Fortsetzung folgt

Rundschau

Preußische Beamtenästhetik

oder: Die Sackgasse der Architektur

Wir leben gegenwärtig in einem Zeitalter der gesteigerten Sentimentalität, von der auch die preußischen Behörden ergriffen wurden. Früher, in den Epochen des Weltbürgertums, trug man die Städte auf das Land. Jedes Dorf wollte aussehen wie eine Großstadt. Das ist anders geworden. Heute möchte jede Großstadt aussehen wie ein Dorf. Die sentimentale Sehnsucht nach dem Landleben, nach dem Krähwinkel, nach dem Bauernhaus bringt es mit sich, daß in der Großstadt Architekturen entstehen, Warenhäuser, die sechs Stockwerk hoch, von einem Bauernhausgiebel gekrönt werden. Die ganze Welt schreit nach dem hohen Dach! Die Zeit ist gar nicht mehr fern, wo man nicht nur das hohe Dach, sondern auch ganz oben zum mindesten ein künstliches Storchennest verlangen wird. Laßt uns ein hohes Dach haben! Es ist so hübsch. Der alte Gerber im Dorf hat auch so ein hohes Dach, darin er ganze Waggons von Tierhäuten trocknet. Der Bauer in der Sommerfrische, bei dem wir gewohnt haben, hatte ebenfalls so ein wunderschönes hohes Dach, in das er fünfundzwanzig Wagen Heu hineinstopfte. Warum sollen wir Städter kein hohes Dach haben, warum sollen wir diese Poesie nicht mit unserm Wohnhaus vereinigen können, warum sollen unsere Warenhäuser und Mietskasernen nicht aussehen dürfen wie richtige Bauernhäuser, die auf hohen Stelzen stehen? Und unter dem Druck der Heimatstilbewegung hat sich die preußische Behörde zu der ästhetischen Einsicht bestimmen lassen, daß in den preußischen Provinzen das hohe Dach wieder eingeführt werde. Und weil der schlimmste Feind dieser Wadenstrumpf-Aesthetik jener verdammte technische Fortschritt ist, der uns nebst dem Metallbeton das sogenannte Holzzementdach gebracht hat, und weil das Holzzementdach sich nicht zur Ausbildung von den trauten hohen Dächern eignet, so hat die preußische Baupolizei kurzen Prozeß gemacht und das Holzzementdach aus ästhetischen Rücksichten verboten. Das erinnert sehr an die bekannte Geschichte von dem Kind mit dem Bade. In der Sache liegt eine symptomatische Bedeutung; deshalb bringe ich sie zur Sprache. Ich hoffe, der Leser weiß nicht, was ein Holzzementdach ist. Darum darf ich ihm sagen, daß es eine der glänzendsten technischen Errungenschaften unserer Zeit ist. Man sollte es eigentlich Asphaltdach nennen, oder Holzteerdach, was zur Genüge auf seine technische Eigenschaft hinweist. Es ist die solideste und zugleich billigste Dachform, entspricht dem sehr wichtigen architektonischen Grundsatz von der ewigen Dauer und erfordert überhaupt keine Reparaturen mehr. Ich frage: warum sollte ein Künstler mit dem Holzzementdach nichts anzufangen wissen? Es wird immer die Aufgabe des Künstlers bleiben, für jede menschliche bautechnische Errungenschaft auch die künstlerische Form zu finden. Ein Verbot irgendwelcher technischen Neuerung aus sogenannten ästhetischen Rücksichten gehört in das Gebiet des krassen Unsinns. Es liegt das traurige Eingeständnis darin, daß die Leute, die der Heimatstilbewegung anhängen, und vor allem die Architekten dieser Richtung, damit nichts anzufangen wissen. Und darum sagen diese Leute: weg mit dem Fortschritt, wir können nicht mehr nach, es fällt uns nichts mehr ein!

Ich will nur zeigen, in welche Sackgasse die sogenannte moderne Architektur geraten ist. Unter dem Einfluß der malerischen Wirkung ließ sich ein großer Teil der baukünstlerischen Jugend auf ein Gebiet locken, das vielleicht von diesem gewissen malerischen Standpunkt, nie aber vom tektonischen aus gutzuheißen ist. Das sklavische Anschmiegen an die zum großen Teil unbrauchbar gewordenen alten Formen der Heimat, die absichtliche Unregelmäßigkeit des Grundrisses mit dem Hintergedanken auf das malerische Aussehen, die ängstliche Verwerfung moderner bautechnischer Mittel wie des Holzzementdaches und des Metallbetons, die übermäßige Verwendung von Holz ohne Rücksicht auf Dauerhaftigkeit und Feuersicherheit, der Allerleiraub von sogenannten heimatstilistischen Motiven, zu denen das für unsre Verhältnisse ganz unzweckmäßige hohe Bauerndach, das nur dekorativ angewandte Fachwerk, die malerischen Erker und Ausbauten gehören, all diese Erscheinungen beweisen, daß die schöpferische Kraft in der Baukunst erlahmt ist. Wir erleben wieder einen Verfall der Architektur, aus dem sie sich erst erheben wird, wenn das Bewußtsein erstarkt, daß diese Art von Heimatkunst den großen Problemen unserer Zeit, die des Baukünstlers harren, aus dem Wege geht. Heimatkunst löst keine Probleme. Sie ist durchaus reaktionär und führt geradenwegs zur Kirchturmästhetik des Dorfbüttels, der mit Polizeiverboten arbeitet. Wenn es Mode wird, daß bautechnische Probleme verboten anstatt der künstlerischen Lösung entgegengeführt werden, dann ist es nur logisch, daß den Nichtskönnern

zuliebe auch alle Eisenkonstruktionen, alle Betonausführungen und kurz alles technische Erfinden überhaupt verboten werde. Warum? Weil das Gros der Architekten und Bauleute nicht nachkönnen. Was verstehen die von den Aufgaben der Kunst!

Joseph August Lux

Theaternotizen

1

Erstaufführung von Frank Wedekinds „Musik“ im „Kleinen Theater“. Zwei Zitate, die über das graue, von einem schlechten Fieber durchwühlte „Sittengemälde in vier Bildern“ aufklärendes Licht verbreiten .. Der Gesangspädagoge Reißner stattet eine von Wedekinds sympathischsten Metamorphosen, den Literaten Lindekuh, gelegentlich mit dem moralischen Triebleben eines Dominikaners aus, der kalt und mit einem inneren Zittern seine Kreise zieht, suchend, welchem sprungbereiten Wolf er an die Kehle springe. „Du gilst“, sagt der Gesangspädagoge, „infolge deiner Schriften seit Jahren als der unmoralischste Mensch, der unter Gottes Sonne umherläuft; in Wirklichkeit läufst du aber tagaus, tagein mit einem ungestillten, unersättlichen Heißhunger umher! Du bist moralisch ein Monomane! Du bist ein Don Quichotte, der nicht ahnt, um was es sich in dieser Welt handelt, sondern der vom Leben nur die Erfüllung seiner hirnverbrannten Zwangsvorstellungen erwartet, und der gemeingefährlich wie ein toller Hund wird, sobald die erhoffte Erfüllung ausbleibt! Du bist einem als Freund durch deinen Wahnsinn gefährlicher, als einem der erbittertste Feind, der bei gesunder Vernunft ist, durch die abgefeimteste Bosheit werden könnte!“ Wedekind hat in „Musik“ einen Freund geschlachtet — aus moralischem Heißhunger. Des Franzosen Léon Bloy apokalyptische Hündischkeit geht weiter; der nennt sich den „undankbaren Bettler“, den letzten Katholiken, er trägt den grausigen Fluch seines Prophetentums, das lautere Verachtung ist, wie ein verlauster Heiliger, in seiner Sprache braust ein Flug von Geiern. Der versteht noch Pamphlete zu schreiben! Er hat Bourget ruiniert, indem er ihn einen „Cochon triste“ nannte, er ist vor dem strikten Beweis von Bourgets armseliger Entmanntheit nicht zurückgeschreckt; er hat Huysmans entlarvt, den braven Coppée der beschämendsten Lächerlichkeit preisgegeben, ein Dutzend zeitgenössischer Größen ist vor seiner reinen Glut zu Asche verbrannt. Im Namen des Katholizismus hat er Leo XIII. zusammengeschmissen .. Partikelchen von diesem moralischen Temperament besitzt auch Wedekind. Sie jucken ihn. Er geht los. Aber da stellt sich heraus, daß er gar nicht die Sache, sondern nur sich vertritt, den Literaten Frank Wedekind, der ein großer Dramatiker war, und von dem nur ein ramponierter Dominikaner übriggeblieben zu sein scheint. Mit einer Sprache, die noch immer ihren wunderbar heftigen Akzent hat, verrichtet er Kleinarbeit an Zerstörung, behandelt Personalfragen, statt ein Gericht abzuhalten, wovor eine moralische Legende oder irgend eine hochaufgerichtete Lüge, die ihre großen Schatten wirft, zusammenbräche (wenn er schon nicht zur Dichtung aufgelegt ist). Also, „Musik“ besteht teils aus einer Raküne — teils aus einer Tendenz.

*

Die Tendenz ist im zweiten Heft dieser Zeitschrift in einer Anzeige bekannt („Mutter und Kind“), die Wedekind auf Ersuchen der Redaktion seiner „Musik“ vorausschickte.

Leider hat Frank Wedekind diesmal nicht nur künstlerisch versagt: Clara Hühnerwadel ist ein Wurm, das nichts tut als sich krümmen und sich noch einmal krümmen, und noch einmal, bis der Wahnsinn sie erlöst. Sie wurde schwanger, und es ging schlecht aus. Sie wird noch einmal schwanger, und nun geht es erst recht schlecht aus. Nur die Nebengestalten gerieten, weil sie von Ranküne und Tendenz verschont blieben und, wenn das Stück sich nicht in heillosem Nebel auflösen sollte, Leben und Humor in sie hineingeknetet werden mußte. Bei ihnen wenigstens trifft man auf Spuren von Wedekinds Künstlertum .. Leider hat Wedekind nicht nur künstlerisch versagt; er versagte schon, als er daran ging, den Gedankengang der Anklageschrift festzusetzen. Was sagt das gegen den § 218, wenn Clara Hühnerwadel nun das Kind kommen läßt, das Kind aber stirbt — worauf die Mutter wahnsinnig wird? So ist doch ihr Verhältnis mit dieser Puppe, dem Gesangspädagogen Reißner, (und seine Folgen) eher ein Berufsmalheur, als eine tragische Sache. Ja, wenn die Empörung auf den Ton gestimmt wäre: wie kann ich von einem solchen Menschen ein Kind haben!? Soll ich mein Leben mit einem Kind komplizieren, das ich nicht gewollt habe, das mir wie einem Automaten entfallen ist, weil dieser Kerl meine Laufbahn als gefeierte Wagnersängerin in seinem Bett beginnen ließ! .. Auf diesen Ton ist Clara Hühnerwadel nicht gestimmt. Sie ist ein Wurm, das sich krümmt, und heißt Clara Hühnerwadel.

Es ist bezeichnend, daß sie so heißt. Ecce Wedekind, der allzusehr in sein berühmt gewordenes Schillern verliebt ist, dem vor den vielen verschiedenartigen Ansichten desselben

Stückes Leben alle Glieder fliegen, so daß ihm die Kraft zum Wurf und seinen Händen die künstlerische Sicherheit genommen ist. Welch ein Snobismus (Wedekindscher Färbung): ein armes Leidensding, das er ganz sentimental behandelt, das er nicht ein einziges Mal zu rupfen wagt — das benennt er, bluffend, Clara Hühnerwadel . .

Moral und Ressentiment, Kunstwille und Pose dicht nebeneinander, das ist Wedekinds „Musik". Es bezeichnet hoffentlich nicht die endgültige Verlotterung eines genialen Talentes, das die Kontrolle über sich verloren hat und nun wild auf seiner Klaviatur herumhaut.

*

Die Darstellung überraschte. Die „Musik" wurde, auf dieser Bühne, möglich, bis zum Ende erträglich; manchmal saß man da, besinnungslos vor Spannung, erheitert im letzten Akt und erwärmt von Max Marx (Dr. Schwarzkopf), und immer blieb man sehr interessiert für das Fräulein Somary (Clara Hühnerwadel) das seine gefährliche Rolle mit Kraft und körperlicher Inbrunst spielte. Halb gehetztes Wild, halb leidendes Bürgermädel, mit dem Entsetzliches geschieht, das sie nicht versteht; und das fast Weib wird, als es sich gegen den Geliebten empört. Dem Erich Ziegel war der Literat Wedekind anvertraut. Eine peinliche Aufgabe. Sollte er Wedekind kopieren? Sollte er nach freiem Ermessen einen Menschen gestalten? Er hielt sich in der Mitte. Er gab dem Herrn den pastoralen, zwischen Wehleidigkeit und Ingrimm schwankenden Ton, der vielleicht einen der Seelenzustände Wedekinds charakterisiert, aber nicht Wedekinds sehr ausgeprägter Akzent ist. Die Maske und das Zucken um den Mund, sogar die Haltung behielt er bei — woraus ich schließe, daß er den Autor spielen wollte. Dann wäre es eben angemessen gewesen, den Text ebenso knirschend herunterzujagen, wie Wedekind ihn klingen hörte, als er ihn schrieb — er hätte die Kälte der Haltung auch im Organ und im Sprechen bewahren, den seltsamen Abstand von allem Menschlichen und das verwirrte Sichhineinmischen in die Ereignisse und den geduckten Hohn des paradoxen Mitleidigen veranschaulichen sollen. Aber dagegen mag sein künstlerisches Gefühl sich gesträubt haben. Er hielt sich in der Mitte.

2

In den „Kammerspielen": Eine Heiratsgeschichte. Eine ganz ungewöhnliche Begebenheit von Nicolai Gogol.

Eine biedere Humoreske, muffig und von Feuchtigkeit sickernd wie ein altes Haus, eine gewöhnliche Sache, die von Freunden der russischen Literatur verschwiegen werden sollte; warum führt man das auf? Weil die langweilige Historie von einem großen Namen gezeichnet ist? Weil der „Revisor" Bewunderung verdient? Muß, was in Rußland nicht mehr zu verschleißen ist, nach Deutschland exportiert und gerade auf der schönsten Bühne des Landes ausgepackt werden? Aber ich bekenne, daß mich die Denkzeichen Blumenthalscher Schöpferkraft wie magnetische Gewalten berühren im Vergleich zu dieser Memnonsäule von Langeweile, die jetzt in den „Kammerspielen" aufgerichtet ist . .

Der Regisseur Woldemar Runge war beauftragt, mit allen Mitteln zu chargieren, um — man kann nie wissen! — aus Nicolai Gogols schwächster Arbeit einen Kassenerfolg herauszuschlagen. Er setzte die derbste Komik ein, er ließ Humore steigen, die an das Varieté erinnerten (— worauf von Richard Großmann weiter nicht die Rede sei). Es verrät künstlerischen Takt, daß er, zugleich, in diesem Stück und in dieser Rolle diesen Waßmann herausbrachte: eine fein schattierte Gestalt, passiv und von einer ganz bürgerlichen Komik, die mehr im Versagen bestand als im Dransetzen. Arnold und Blümner setzten dran, was dranzusetzen war — dazu waren sie ausersehen. Für sie wenigstens war der Abend ein Erfolg. Einmal schwieg die rostige Stimme Arnolds, seine traurig zusammengepackte und geschnürte Gestalt sank nur um ein geringes, aber so ganz zusammen, und dann äußerte er einige wirre Worte. Herztöne, von deren Klang die tragische Stille aufbrach, die Leere, worin dieses närrisch-gutmütige Karnevalschicksal versank . . Blümner startete Simplizissimusbeine, unendliche Hände, in die er die groteske Eleganz seiner Kavaliersmanieren legte: mit Beinen und Händen umschrieb er eine linear blöde Existenz, den Infanterieleutnant a. D. Nikanos Iwanowitsch Anutschkin . . . Hedwig Wangel spielte eine zulänglich schmierige und übelsingende Heiratsvermittlerin, Luzie Höflich einen halbasiatischen Backfisch mit offnem Mund und blonden Haaren, die wie eine Nachthaube mit langen Fransen auf der Dummenmädchenstirn saßen. René Schickele

Das Sittengemälde Musik wurde veröffentlicht in Nummer 3 bis 6 des ersten Jahrgangs der Wochenschrift Morgen

Konzertnotizen

In dem spindeldürren schwarzkrausigen Herrn von Zadora mit dem gelben Teint steckt eine Persönlichkeit. Zadora, ein Schüler Busonis, ist absolut selbständig. Selbständig in der Zusammensetzung seines Programmes, selbständig in Spielart und Auffassung. Er spielte zum ersten Male Debussys „D'un Cahier d'Esquisses", C. Franklins „Intermezzo" und von Busoni „All'Italia" und „Turandot Intermezzo", geistreiche Sächelchen. :: Der semmelblonde Alexander Petschni-

koff geigte zu populären Preisen im angenehmen Blüthnersaal — weichlich und weiblich. :: Da ist Jean Gerardy, ein ganzer Mann, der mit Kraft und Energie, furchtlos an seine Werke geht. Das Konzert war ein Genuß, der vollkommen gewesen wäre, hätte man nicht vorher von dem jungen Jongen, Joseph mit Vornamen, eine Uraufführung — ein dreisätziges Konzert — hören müssen. :: Tilly Koenen fehlt die Wärme, das seltene Timbre, Eigenschaften, die man ihr gern gönnte, denn sie hat schönes Material. Aber sie protzt mit ihrer Stimme. Sie gab einen Schubert-Brahms-Abend im Mozartsaal und mimt mit äußerlichem Pathos und energischem Kopfnachhintenwerfen — ein weiblicher Grasso in der Westentasche. Max Olitzki

Anmerkung zur Stilleben-Ausstellung / Salon Cassirer

Liebe Freundin, ich habe Sie oft von dem sonderbaren Gefühle eines leisen Mißbehagens sprechen hören, das Sie, trotz Ihrer großen Bewunderung für die stupende handwerkliche Vollkommenheit dieser ernsten und gewissenhaften Talente, vor den meisten Bildern der alten holländischen Maler von Stilleben empfunden hätten, vor jenen ungezählten Darstellungen der unserer Freude am sinnlich Reizvollen vertrautesten Dinge —: der vielen Blumen — der gebrochenen und der noch wurzelnden, der welken und der prangenden, der entblätterten und der aufblühenden —, der in den heimischen Gärten gepflückten und der von der entferntesten Sonne gereiften Früchte, der schwarzen Feigen und der purpurnen Granatäpfel, der stumpf und glänzend gelben Kürbisse, Maiskolben, Bananen und Zitronen, der Birnen und Trauben, der Pfirsiche und Aepfel, des Efeus, der Rosen, der Veilchen und des Lorbeers, des Wildprets und Backwerks, des Tafelgerätes und glänzenden Damastes, der Kerzen, die dunklen Wein in geschliffenen Karaffen glühen lassen, der Körbe und des Geschirrs, der Prunkgefäße und des geringen Besitzes bäuerlicher Stuben, des irisierenden Spitzglases aus Venedig und bauchig schwerer Krüge aus rötlich-hellem Tone, der vielfarbig lüstrierten Porzellane der italienischen und der blau- und weißen der Delfter Werkstätten, der tiefen und der flachen, der zinnernen und der Silberschüsseln, der Puppen und Truhen, der Waffen und des Schmucks, brokatener und zerlumpter Gewebe, der Teppiche und Spitzen, Spiegel und Bilder, der Bücher, Uhren, Instrumente und Schreibzeuge. — Der „farbige Abglanz" keines anderen Daseins ist es, den diese Ausstellung unserer großen zeitgenössischen Meister festlich heiterer Gebärde, wie Titians Lavinia in silberner Schale den prangenden Ueberfluß spätsommerlicher Reife, lockend vor uns hinbreitet; hier, vertraue ich, würde sich Ihr Gefühl von jenem die völlige Hingabe an das Kunstwerk beschränkenden Widerstreben befreit finden, denn während die Gebärde jener Maler einer früheren Epoche die im letzten befangene des bloßen Talentes war, ist diejenige der Modernen, die an den Formen des stillsten Lebens bilden, die unbeschränkte und befreiende des Meisters. Jene alten Darstellungen darf man nur in einem ganz uneigentlichen Sinne Stilleben heißen, denn, in Wahrheit: sie reden, reden laut und unbildlich von dem sinnlich genießerischen Wohlgefallen des Künstlers an der Natur, die er darstellt, und dieses heimlich Anekdotische ihrer Haltung ist es, gegen das unser Gefühl sich aufzulehnen gelernt hat. So die Kunst aber nichts anderes als die Metapher einer naturhaft persönlichen Not oder Lust ist, erzählt sie Anekdoten, und nur der Künstler, der, ehrfürchtig und hingerissen, die Erinnerung an Genuß und Begier von sich abgetan hat, schaut die ewige, der Schleier des Wunsches ledige Gestalt der Dinge, ihre in sich ruhende, an sich selber selige Schönheit, und bildet, statt einer nachgeahmten Natur — die in Wahrheit eine „nature morte" ist — das traumesmächtige Gleichnis seines höheren Verlangens. Nur dieses reine, die Dinge von ihren Zufälligkeiten befreiende und die Befreiten verklärende Schauen erschafft die innere, die ewige und unzerbrechliche Form, während jenes anekdotisch beredte Schildern sich in einem nur Aeußerlichen ausdrückt, in der geschmackvollen Anordnung und Gruppierung eines unserem Genusse gefällig sich bietenden Daseins. Die Sinnlichkeit unserer Meister — tiefer, ernster und lauterer als die jener Alten — fühlt, wie jedes Ding, das in der eigenen Vollkommenheit beschlossen lebt, Sehnsucht nach einem Anders-Sein, nach einem Außer- und Ueber-Ihr, und darum spricht die sinnlichste Leidenschaft ihres Ausdrucks von ihr selber, doch auch von mehr als ihr selber —: von einer heißen Begier nach einem ferneren und weiteren Dasein, nach einem sinnlich Ueber-Sinnlichen. Diese rückhaltlose Hingabe an das Sinnliche, durch die eben sie die Ahnung eines anderen, eines Geistigen gewinnen, erschafft das Symbolisch-Gegensätzliche in diesen Bildern und verleiht ihnen eine unerhörte Kraft des Ausdrucks. Wenn wir als die Form der alten Stilleben ein Aeußerliches erkannten, die Zusammenstellung, so spricht uns diejenige dieser modernen Darstellungen als die gleichnishaft bedeutsame des architektonisch Monumentalen an, und das Licht dieser Bilder — „Farben des Verlangens" —, die farbigmatte Helle Cézannes, die wilden Flammen, die aus

dem schleierlosen Grün und Gold, Weiß und Purpur, Gelb und Violett van Goghs zu schlagen scheinen, ist nicht weniger Traum und Vision, nicht weniger Gleichnis einer großen und herrlichen Sehnsucht wie Böcklins glühende Landschaft und die feierlich stillen Gestalten Puvis de Chavannes. Cézanne und van Gogh sind die freiesten und mächtigsten dieser Meister. Ein Stilleben Cézannes ist von der architektonischen Gewalt eines gotischen Bauwerks, eine Blume van Goghs ist einsam und glühend wie ein Stern, leidenschaftlich wie ein Gebet, nach dem Uebersinnlichen begehrend wie die Musik des Tristan. Daß diese Meister die Ahnung eines tiefbewegend Ungeheuren, die sie erfüllt, durch das fragwürdige und vergängliche Mittel des Phantastischen auszudrücken verschmähen, vielmehr durch das Nächste, „Wirklichste", sinnlich Vertrauteste ihr großes Gefühl sprechen lassen, verleiht ihrer Haltung diejenige letzte Größe, die unserer Liebe das Recht gibt, ihrem Werke den aller Klassizität eigenen unbedingten Wert und Rang zuzuerkennen.

Sigmund Simon

Unbekannte Naturkräfte

Flammarion ist als Direktor der Pariser Sternwarte bekannt. Seit mehr als vierzig Jahren beschäftigt er sich mit diesen Dingen und kann heute als ihr kompetentester Beurteiler gelten. Weder glaubt er kritiklos an die Wirksamkeit von Geistern der Verstorbenen, noch hält er von vornherein jeden für einen Dummkopf, der sich mit diesen Dingen beschäftigt. Allgemein bekannt sind die Versuche, die Flammarion mit der merkwürdigen Eusapia Paladino unternommen hat. Diesen Versuchen haben bekanntlich Männer wie Brisson, Claretie, Sardou und andere beigewohnt. Und darin besteht Flammarions Hauptverdienst, daß er Ordnung brachte in die Fülle der verschiedenartigen Erscheinungen und daß er die eigentlichen Beweismittel von den unsichern schied. Daß er den Betrügern gehörig auf die Finger klopfte und Erklärungsversuche gab, wie man sie eben nur von einem Mann der Wissenschaft erwarten kann. Da Flammarion es ist, der dies Werk schrieb, so steht zu erwarten, daß sich unsere Gelehrten doch eines Tages entschließen werden, sich mehr als bisher mit okkulten Dingen zu beschäftigen.

Arthur Landsberger

Verlegt bei Julius Hoffmann, Stuttgart

Politische Gedichte

Ketzerpredigt

Der Prediger der Ketzer spricht
zu seiner grinsenden Gemeinde:
Mensch, buhle um die Freundschaft nicht
der Leute, die du kennst als Feinde.

Mensch, eh du einen andern grüßt,
eh dir ein mildes Wort entronnen:
frag, ob du dich erfolgreich mühst,
ob jener dir auch wohlgesonnen.

Mensch, äußre dich per Brief, per Draht,
per Interview, per Volksrhetorik:
doch sorge, daß der Adressat
auch deiner wert sei und honorig.

Mensch, überlege Wort für Wort,
verfassest du Gedankenspäne,
und übst du den Soldatensport,
so zügle deine Feldzugspläne.

Mensch, denke stets zurzeit daran:
sprich tunlichst in Gedankenstrichen.
Wenn es dir aber doch entrann,
so laß es nicht veröffentlichen.

J. Diot

Masken

3/Bülow

Memoiren: „Verzweifeln und nicht arbeiten", nach Carlyle.

Ein Citat: „Mein hoher Herr", nach Kleist.

Ein anderes:

„Daß ich meine Wange breite,
Schemel deiner Sohle",

nach Stefan George.

Kultur: Die Nippesfigur als Erzieher; Mirabeau auf dem Vertikow.

Wissenschaften: Auf Jules Vernescher Grundlage.

Künste: Moderne Salon-Magie; die Volte im Auswärtigen Amt.

Politik

Inland: „Le roi s'amuse.

Ausland: Scribe und Delavigne.

Tage und Taten: Die passive Aktion — Deutschland ein Volk von Politikern.

Ein Brief: „... und würde ich die Stellung eines kommandierenden Chefredakteurs ..."

Ludwig Rubiner

Reichssprit

Als im Januar dieses Jahres in einigen Blättern der Plan eines Branntweinmonopols veröffentlicht wurde, leugneten die Offiziösen, daß die Reichsregierung irgendeinen Entschluß gefaßt habe, und versicherten dann sogar, der neue Reichsschatzsekretär stehe dem Entwurfe seines Vorgängers gar nicht sympathisch gegenüber. Doch die Aktien der Spritfabriken setzten ungeachtet dem Dementi ihre Kurssteigerung fort, und immer deutlicher zeigte sich, wie recht ich hatte, als ich schon damals warnte, die Bewertung dieser Fabriken nach ihrem Börsen-

preise vorzunehmen. Denn offenbar versuchten einige Personen, die durch ihre Verhandlungen mit der Regierung Kenntnis von ihren Absichten erlangt hatten, schnell vor der Verstaatlichung noch möglichst große Aktienposten zu erwerben; einmal, um bei der Uebernahme durch das Reich ansehnlichen Zwischengewinn zu schlucken, und zweitens, um (bei höherem Kursstande) darauf hinweisen zu können, daß der Verstaatlichungspreis doch eigentlich gering sei, und man ihrem besonderen Entgegenkommen dankbar sein müsse, wenn sie (als gute Patrioten) mit der Uebernahme zu etwas niedrigerem Preise einverstanden sind. Nunmehr hat das „Berliner Tageblatt" den wesentlichsten Inhalt der Monopolvorlage veröffentlicht, und niemand vermag noch zu leugnen, daß das Branntweinmonopol einen wesentlichen Bestandteil der Reichsfinanzreform bilden wird. Noch zögert man zwar (bis zur Drucklegung dieser Zeilen) mit der Veröffentlichung des gesamten Entwurfs; und die Kritik der Einzelheiten muß daher noch verschoben werden. Doch einige leitende Gesichtspunkte müssen schon jetzt erörtert werden; wenn aus keinem anderen Grunde, so darum, weil dadurch vielleicht manches vermieden wird, was in der Hast der Parlamentsdebatten, wenn die Regierungsvorlage erst einmal eingebracht ist, sicherlich übersehen wird. Die späte Publizierung der Steuervorlagen hat ja gewiß keinen anderen Zweck als den, den Reichsboten mit einem Schlage eine so große Fülle von Material zu überweisen, daß zu gründlicher Erledigung ihnen keine Zeit mehr übrig bleibt. Man wird dann (wie es bei anderen Gesetzen schon mehrfach der Fall gewesen ist) darauf bringen, sie im Eilzugtempo zu erledigen, und unter der Fülle der Gesetze wird den Parteien zu gründlicher Beratung keine Zeit gelassen werden.

Nach der Tageblattveröffentlichung soll das Monopol in genau derselben Form geplant sein, wie es ursprünglich (schon im Stengelschen Entwurf) gedacht war. Den Brennereien wird der Spiritus vom Reiche zu einem bestimmten Preise abgekauft und für seine Rechnung rektifiziert. Der Verkauf des Sprits soll vom Reiche übernommen werden; der Entwurf ähnelt also der von Bismarck im Jahre 1886 eingebrachten und durch die Opposition des Zentrums, der Freisinnigen und Sozialdemokraten zu Fall gebrachten Vorlage. Nur ein wichtiger Unterschied scheint erfreulicherweise zwischen den beiden Projekten zu bestehen. Damals wollte das Reich auch den Kleinvertrieb des Alkohols in die Hände des Reiches legen; diesmal handelt es sich offenbar nur um eine Verstaatlichung der Spirituszentrale, so daß die Destillateure selbständig bleiben und nur gezwungen sind, vom Reiche zu kaufen. „Monopolisieren soll man nur Betriebe, die sich in den Händen weniger befinden; die Opposition der Allzuvielen schafft unnötigen Widerstand." So schrieb ich am 17. Januar im „Morgen"; die Regierung scheint also in der Tat die Fehler des Jahres 1886 teilweise vermieden zu haben.

Dies ergibt sich auch noch aus der Betrachtung einer anderen Bestimmung. Der Mehrertrag des Monopols soll nämlich nach der neuen Vorlage etwa hundert Millionen Mark betragen; im Jahre 1886 wurde auf 303 Millionen Mark gerechnet. Dieser hohe Gewinn konnte nur durch eine wesentliche Erhöhung des Preises für den Trinkbranntwein erzielt werden; hundert Millionen könnten aber schließlich auf Basis der gegenwärtigen Preise erzielt werden. Hierin würde ein wesentlicher Vorteil liegen, wenn eine Garantie dafür vorhanden wäre, daß die Regierung nicht späterhin, um größere Ueberschüsse zu erzielen, den Verkaufspreis heraufsetzt. Warten wir ab, welche Sicherheiten die Vorlage in dieser Beziehung proponieren wird; allzu große Hoffnungen darf man nicht hegen. Auch ist zu berücksichtigen, daß die jetzigen Verkaufspreise der Spirituszentrale exorbitant hoch sind; sie hat (offenbar schon in Rücksicht auf das Monopol) unter dem falschen Vorwand einer schlechten Kartoffelernte die Preise künstlich gesteigert und gleichzeitig beträchtliche Lagerbestände anhäufen müssen. Würde aber das Monopol nicht zur Einführung gelangen, so müßte sie bald, um den Konsum wieder zu heben, eine Ermäßigung der Preise eintreten lassen. Das sollte man auch bei der Bewertung der Spritfabriken berücksichtigen.

Die Frage des Kaufpreises der Spritfabriken bildet m. E. überhaupt den Kernpunkt, unter dem in erster Reihe die Vorlage zu betrachten ist. Das Jubelgeschrei der Interessenten (das nur sehr schlecht durch die Versicherung cachiert wird, sie würden eine energische Opposition veranstalten) zeigt uns deutlich, wohin der Weg gehen soll. Auf Kosten der Steuerzahler werden nicht bloß den Landwirten hohe Summen für ihren Rohspiritus garantiert und die Preise des Trinkbranntweins auf unberechtigter Höhe gehalten, sondern man zahlt für die Spritfabriken auch einen Mehrwert; nur zu dem Zweck, um die Monopolvorlage mit Hilfe der Freisinnigen, also ohne Sprengung des Blocks, zustande zu bringen. Gegen ein solches Verfahren ist schärfster Tadel zu milde. Freilich heißt es in der vorläufigen Veröffentlichung, es werde nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Spritfabriken vom Reiche übernommen werden; die übrigen sollen selbständig bleiben und nur für Rechnung des Reiches den Sprit herstellen. Hierin liegt jedoch kein wesentlicher Unterschied; denn schon in dem Augenblick, wo die Regierung eine Garantie übernimmt, den angekauften Spiritus

auch in den privaten Spritfabriken rektifizieren zu lassen, kann sie diesen in Form der Rektifikationsprämie allzu hohen Gewinn zukommen lassen. Und es ist noch sehr zweifelhaft, ob es nicht vorteilhafter wäre, für den Erwerb sämtlicher Fabriken einmal den hohen Ankaufspreis zu zahlen, anstatt dauernd die Vergütung für die Reinigung hoch zu bemessen.

Vor allem aber wird es notwendig sein, gründlich zu prüfen, ob denn, nach dem gegenwärtigen Stande der Technik, die vertragliche Verpflichtung gegenüber den Spritfabriken überhaupt notwendig ist. Die Veröffentlichungen über den Streit zwischen der Akt.-Ges. Sinner und der Spirituszentrale sind noch zur rechten Zeit erfolgt, um dem Reichstag dringend die Pflicht aufzuerlegen, die hierbei angeschnittene Frage erst zu prüfen, bevor er sein Votum über die Monopolvorlage abgibt. Es hatte sich herausgestellt, daß die Sinnergesellschaft mit Hilfe eines Patents in der Lage ist, unter Umgehung der Spritfabriken aus der Maische 95 prozentigen Alkohol herzustellen. In einem, an die Abnehmer versandten Zirkular erklärte die Sinnergesellschaft, daß sie erbötig sei, diesen Spiritus 50 Pfg. unter dem Syndikatspreis abzugeben. Die Antwort der Spirituszentrale auf diese Feststellung ließ eine so große Verlegenheit erkennen, daß man an der Brauchbarkeit des Patentes (auch ohne Fachmann zu sein) kaum noch zweifeln kann. Es wurde nämlich nicht etwa bestritten, daß es ein Verfahren gebe, aus der Maische (also schon in den Brennereien) 95 prozentigen Spiritus herzustellen, sondern man behauptete nur, daß die Methode „längst bekannt" sei, daß sie jedoch nur vereinzelt Anwendung finde, da für kleine landwirtschaftliche Brennereien die Anlagekosten zu hoch seien. Dies wird wiederum von Anhängern des neuen Verfahrens bestritten und behauptet, daß es jeder, auch der kleinsten Brennerei möglich sei, fuselfreien Sprit rentabel herzustellen. Es scheint sich hierbei übrigens nicht um ein einziges Patent, sondern um mehrere zu handeln, und die Spirituszentrale hat bei Abfassung ihrer Erklärung offenbar gerade dasjenige im Auge gehabt, das, im Gegensatz zu den übrigen, in der Tat nur für größere Betriebe geeignet ist. Selbst wenn es aber kein Verfahren gäbe, das auch für kleinere landwirtschaftliche Brennereien brauchbar ist (Herr Professor Traube von der Technischen Hochschule in Charlottenburg behauptet von seiner Erfindung das Gegenteil), erscheint es doch sehr fraglich, ob die Regierung nicht vorteilhafter handeln würde, mit dem Gelde, das sie für den Ankauf der Spritfabriken verwenden will, dieses Verfahren auch bei denjenigen gewerblichen Brennereien einzuführen, die es heute noch nicht besitzen. Für die Wahrscheinlichkeit der Behauptung, daß auch jede landwirtschaftliche Brennerei die Reinigung des Spiritus selbst vornehmen kann, spricht auch noch der Umstand, daß einige landwirtschaftlichen Brennereien bereits vor wenigen Jahren beim Syndikat den Antrag stellten, den im eigenen Betriebe hergestellten Sprit direkt (unter Umgehung des Kartells) verkaufen zu dürfen. Das Verlangen wurde jedoch abgelehnt; natürlich nur zu dem Zweck, um die Spritfabriken nicht zu schädigen.

Darf die Regierung, darf der Reichstag an diesen Tatsachen achtlos vorübergehen? Man verschanze sich nicht hinter kleinliche Einwände; hier ist eingehende Aufklärung notwendig, bevor das deutsche Volk 50 Millionen Mark hergeben soll, um (vielleicht veraltete) Spritbetriebe zu erwerben.

Bruno Buchwald

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin O., Heiligegeiststr. 52.

Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach am Main
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.
Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.
Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Ltr.-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von M. 25.— pro Kiste.